Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Friedrich Carl Witte

Lebenserinnerungen

Erster Teil : Kindheit, Jugend, Schule : 1864-1883

Rostock: Hinstorff, [1936]

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn828753253

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

DR. F. C. WITTE

Lebenserinnerungen

Erster Teil

MK - 15076 a (1)

in K - 15076

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

UB Rostock
28$ 010 156 135



Friedrich Carl Witte, 5jährig; Dr. Friedrich Witte, 40jährig

Lebenserinnerungen

von

Dr. F. C. Witte, Rostock

Erster Teil: Kindheit, Jugend, Schule

1864–1883

Nicht im Buchhandel erhältlich

[1936]

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

1963.2576

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorspruch 5
Stammtafel Witte 7
Der Vater 11
Die Mutter 22
Erste Kinderjahre 32
Weihnachten 39
Wie es in Rostock in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aussah 47
Schuljahre in Rostock 1870—1879 61
Der Rostocker Pfingstmarkt in meiner Jugendzeit 81
Warnemünde meiner Jugend 92
Stettiner Schuljahre, Ostern 1879 — Michaelis 1883 103

Erlebtes, Erlauschtes, Erzähltes:

Einleitende Worte 127
Ümmer äben 128
Rostocker Verkehrsordnung 129
Adolf Ackermann 130
Die Warnemünderin und Karfreitag 132
So 'ne leddige Bür 134
Der neue Direktor 135
Der Fischereiverein 135
Beim Photographen 137
Beides, beides, Herr Altschwager 137
Dat Ingedöm 138
Der Rostocker Student 139
Das ländliche Fest 140
Die Frau Bürgermeisterin 141
Dat Gräfnis 142

Seite

Schipper Ahrens 144
Lohengrin un dat Husmäten 147
Dat Interimstheater zu Rostock 147
Neujahrsgratulation 150
Dörtchen Saß 153
Ländliche Gesellschaft 154
Fläuten Sei doch Ehren Hummer 155
Mudder Haas 157
Der heilige Geist 159
Fritz Reuter 160
Die Predigerwahl 162
Heinerich und der Papst 163

Vorſpruch

Lebenserinnerungen – ſollt ich ſie ſchreiben?
Können ſie irgend von Nutzen bleiben?

Lebenserinnerungen – wer mag es hören,
Was mich erfreute, was mich konnt ſtören? –

Ich ſchrieb aus reinem Herzenszwang,
Geführt von leiſem, zitterndem Klang

Von Jugend und Schönheit, von Kraft und Streben
Heraus aus innerſtem Erleben. –

Wenn nur ein einz'ger lieſt mit Behagen,
Was um mich herum ſich hat zugetragen,

Dann hab' ich nicht umſonſt geſchrieben,
Ein Fünklein iſt von mir übrig geblieben.

Stammtafel Witte

I. Hans

kam 1289 von Amsterdam über Hamburg nach Neu-Ruppin.

II. Fleideke

1321 „Radtmann" zu Neu-Ruppin.

III. Hermann

1360 Bürgermeister und Zeuge in Neu-Ruppin.

IV. Coppe

Senator in Neu-Ruppin, 1406 daselbst Zeuge, verm. Catharina Grüneberg.

V. Nicolaus

1460 Bürgermeister in Kyritz, verm. Elisabeth Niendorf.

VI. Joachim

gest. Neu-Ruppin vor 1546, Senator daselbst verm. Barbara Ludewig, gest. Neu-Ruppin „nach Winacht" 1547.

VII. Hans

geb. 1518, gest. Neu-Ruppin 7. 6. 1587, reicher und vornehmer Bürger daselbst, Stadtverordneter und Tuchmachergildemeister, verm. Neu-Ruppin 1544 Catharina Filitz, geb. 1525, gest. Neu-Ruppin 2. 5. 1580.

VIII. Caſpar

geb. Neu=Ruppin die Georgii (3. 9.) 1550, geſt. daſelbſt 20. 8. 1609, 30 Jahre lang Secretarius und Ratsherr, zugleich 21 Jahre Bürgermeiſter, Oberkirchenvorſteher, 1579 Miterbauer der Schule, 1585 Mitſtifter der Kirchenbibliothek, 1602 Landſchaftsverordneter, verm. I. Anna Schultze, geſt. Neu=Ruppin 25. 6. 1600.

IX. Friderich

geb. Neu=Ruppin 15. 2. 1604, geſt. daſ. 20. 4. 1678, Ambtskaſtner zu Alten=Ruppin, 1633 Sekretär zu Neu=Ruppin, Beiſitzer der Gerichte, Senator und Syndicus, 1648 Richter, 1649 Bürgermeiſter, 1655 Oberkirchendirektor der Pfarrkirche, verm. I. Eliſabeth Butterberg, beigeſetzt Neu=Ruppin 5. 7. 1657 in der Kirche.

X. Friedrich

getauft Neu=Ruppin 26. 10. 1641, geſt. daſelbſt 4. 10. 1701, Ratsverwandter und juris Practicus, verm. Neu=Ruppin 28. 11. (2. 12.?) 1664, Eliſabeth Kriele, geb. Neu=Ruppin, 4. 4. 1644, geſt. daſelbſt 2. 2. 1699.

XI. Johann Friedrich

getauft Neu=Ruppin 5. 7. 1667, geſt. Frieſack 1741, immatr. Wittenberg, 1695 Kantor in Frieſack, 1699—1741 Diacon daſelbſt.

XII. Ernſt Friedrich

geb. Frieſack ..., geſt. Buchholz bei Pritzwalk 1762, immatr. Halle, 1722 Rektor in Alt-Ruppin, 1726 Konrektor in Pritzwalk, 1728—1762 Pfarrer in Buchholz.

XIII. Ernſt Friedrich

geb. Buchholz bei Pritzwalk 1734, geſt. Pritzwalk 2. 1. 1774, Bürger u. Apotheker in Pritzwalk, verm. daſelbſt 9. 10. 1761 Anna Eliſabeth Corvinus, geb. Pritzwalk 16. 11. 1731, geſt. daſelbſt 10. 10. 1806.

XIV. Chriſtian Friedrich Siegmund

geb. Pritzwalk 6. 9. 1762, geſt. Roſtock 13. 6. 1814, Dr. med. und Apotheker in Roſtock, verm. 22. 3. 1793 Charlotte Iſabe Friederich, geb. Parchim 8. 5. 1768, geſt. Roſtock 16. 5. 1848.

XV. Moritz Heinrich Friedrich

geb. Roſtock 8. 12. 1797, geſt. daſ. 17. 7. 1844, Dr. med., Apotheker, verm. Roſtock 25. 4. 1828 Margarethe Maria Krauel, geb. Roſtock 27. 6. 1801, geſt. daſelbſt 29. 12. 1861.

XVI. Friedrich Martin Sigismund Carl

geb. Roſtock 19. 2. 1829, geſt. Warnemünde 31. 7. 1893, Dr., Apotheker und Senator in Roſtock, Mitglied des Reichs-

tages, verm. Berlin 7. 11. 1854 Anna Henriette Luiſe Schacht, geb. Berlin 4. 5. 1834, geſt. Warnemünde 5. 7. 1910.

XVII. Friedrich-Carl Richard Julius Wilhelm

geb. Roſtock 6. 7. 1864, Kaufmann in Roſtock, verm. Bremen 7. 6. 1892 Laura Eliſabeth Theodore Roth, geb. Brooklyn 16. 4. 1869.

XVIII. Siegfried Robert Friedrich Wilhelm Johannes

geb. Roſtock 9. 2. 1897, Kaufmann in Roſtock, verm. daſelbſt 14. 5. 1926 Katharina Erdmuthe Wilhelmine Karoline Sperling, geb. Walkendorf i. M. 25. 5. 1892.

W. v. Kieckebusch-Schwießel, Okt. 1929.

Der Vater

Mein Vater, geboren am 19. Februar 1829, entſtammte einer alten Apothekerfamilie, die im Jahre 1796 aus Pritzwalk in der Mark nach Roſtock eingewandert iſt. Seine Jugend war recht hart; der Vater ſtarb früh, als der Sohn kaum fünfzehn Jahre alt war. Auf der Schule litt er unter ſtrengen Lehrern. So beſchloß denn ſeine Mutter, die eine intelligente und gütige Frau war, den Sohn im Jahre 1845 in die Apothekerlehre zu geben, aber nicht am Orte ſelbſt, ſondern nach Berlin, wo ihr in der Polniſchen, der heutigen Dorotheenſtädtiſchen Apotheke, Ecke Mittel- und Friedrichſtraße, durch den Inhaber Medizinalrat Dr. Julius Eduard Schacht eine paſſende Lehrſtelle angeboten war. So lernte mein Vater denn dort von 1845—1849. Er lernte nicht nur alles, was zum Apothekerberuf notwendig war, Defektur und Rezeptur, ſondern er lernte auch ſeine künftige Gattin, die ältere Tochter ſeines Prinzipals, Anna Schacht, kennen und lieben.

Zu jener Zeit, die man die vormärzliche zu nennen pflegt, herrſchte ſtrenge Zenſur über alles, was politiſche Dinge anbetraf. Um ſo mehr aber beſchäftigten ſich insgeheim die jungen Leute, die alle durchweg liberal dachten, mit einem neuen, freiheitlichen Deutſchland. Weiter gab es literariſche Kreiſe, in denen viele echte und weniger echte Dichter miteinander verkehrten, denn dichten konnte damals jedermann. So kam denn mein Vater in die Vereinigung „Tunnel

supra pream" = Tunnel über der Spree, und zwar durch Theodor Fontane, der damals Proviſor ebenfalls in der Polniſchen Apotheke war und ſich ſeines weſentlich jüngeren Kollegen in echter Freundſchaft annahm. Dieſe Freundſchaft zwiſchen dem Fontane'ſchen und Witte'ſchen Hauſe beſteht bis heute noch in gleicher Weiſe und hat zu einem Briefwechſel geführt, der zu einem großen Teil in den Briefen Theodor Fontanes mit ſeinen Freunden veröffentlicht wurde. Die Mitglieder des Tunnels über der Spree trugen einen Vereinsnamen; ſo hieß Fontane „Nöl", mein Vater „Engel". Mein Vater pflegte aus jenen Jugendzeiten gern und oft zu erzählen, denn dort lernte er viele hochſtehende junge Elemente kennen; außer Theodor Fontane vor allem auch Richard Lucae, den ſpäteren Oberbaurat und Direktor der Bauakademie in Berlin, den Schöpfer des Frankfurter Opernhauſes und vieler anderer noch heute bewunderter Gebäude. Auch in Roſtock gibt es noch vielfache Spuren der ſchöpferiſchen Tätigkeit Lucaes, ſo das Saniter'ſche Haus in der Blücherſtraße, das heutige Hotel „Fürſt Blücher", das allerdings nur noch ſchwer in ſeinen Grundlagen zu erkennen iſt, den ſegnenden Engel auf der Stätte der Gefallenen oder im Krankenhaus Verſtorbenen von 1870—71 auf dem alten Friedhof in Roſtock, den etwas zu ſchlank geratenen Vorbau vor der Großen Stadtſchule mit den griechiſchen Kränzen, die Faſſade meines elterlichen Hauſes Langeſtraße 77, die allerdings durch den Umbau von 1883 wieder verändert wurde.

Nach beſtandenem Proviſorexamen ging mein Vater in die

Meyer'ſche Apotheke nach Stettin auf der Großen Laſtadie und ſpäter in die Monheim'ſche Apotheke in Aachen. Dieſe letzte Verbindung mit Monheims und Oſters beſteht ebenfalls noch heute in gleicher Herzlichkeit. Die damals von meinem Vater geſchaffenen Gedichte ſind vielfach in Zeitungen und im Muſenalmanach veröffentlicht. Ich ſelbſt habe ſie in einem Privatdruck, der nur für die Familie und einige Freunde des Verewigten beſtimmt war, zuſammen mit den Reden und Aufſätzen meines Vaters herausgegeben.

1853 übernahm dann mein Vater die bis dahin verwaltete, im Beſitz der Mutter geweſene Hirſch-Apotheke zu Roſtock und verheiratete ſich 1854 mit Anna Schacht, geboren 4. Mai 1834. Die erſten Ehejahre waren nicht leicht, da ein wirkliches Vermögen auf beiden Seiten kaum vorhanden war, der Umſatz der Apotheke nicht genügte und das 1856 auf der Stätte der Hirſch-Apotheke begonnene Drogengroſſogeſchäft ſich nur ſehr langſam entwickeln konnte. 1862 faßte mein Vater den Entſchluß, die Apotheke zu verkaufen und zur Vergrößerung des Drogengeſchäftes und Anlegung einer chemiſchen Fabrik das weitläufige Grundſtück Langeſtraße 77, Schnickmannſtraße 35/36 zu erwerben. Allerdings wurde ihm der Preis ſehr hoch getrieben, ſo daß der bei dem Verkauf der Apotheke erzielte Gewinn zum größten Teil wieder verloren ging. Etwas erleichtert wurde für meinen Vater das Leben durch den Eintritt in den Rat der Stadt Roſtock als kaufmänniſcher Senator, ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch in Ehren und mit Aufbietung ſeiner geſamten Kraft

verwaltet hat. Bei der Errichtung des Drogengeſchäftes und der chemiſchen Fabrik ſtanden ihm drei Perſönlichkeiten in vorbildlicher Weiſe zur Seite, ſeit 1861 als Chemiker der geniale Dr. Carl Grosſchopff aus Güſtrow, als Lagerchef ſeit 1863 der Weſtfale Auguſt Weſener, der neunundvierzig Jahre hindurch ſeinen Poſten verwaltete, und ſeit 1879 der Weſtfale Guſtav Lepper, der immer die treueſte Hilfe des Vaters als Geſchäftsführer und ſpäterer Prokuriſt geweſen iſt. Ihm lag die geſamte Geſchäftsführung vor allen Dingen in jener Zeit ob, da der Vater als Reichstagsabgeordneter in Berlin war. Wie geſagt, die erſten Jahre der Firma Friedr. Witte waren ſehr ſchwierig. Auf der andern Seite aber genoß damals eine Perſönlichkeit wie mein Vater allgemeinen Kredit ſowohl ſeitens der Roſtocker Bank, der dafür noch heute unſer Dank gebührt, und dann ſeitens zahlreicher kleinerer und größerer Handwerker und Kunden, denen es als Ehre galt, ihre alljährlichen Erſparniſſe gegen einen gewiſſen Zinsfuß der Firma Friedr. Witte anzuvertrauen. Dieſes Vertrauen iſt gewiß niemals getäuſcht, aber die Zeiten waren unendlich ſchwer, da Mecklenburg damals noch nicht dem deutſchen Zollverein angehörte, ſondern gleichſam Zollausland war und daher der Umſatz der Präparate ein beſchränkter. Wenn mein Vater aus irgendwelchen Gründen ſein Geſchäft hätte liquidieren müſſen, dann wären Verluſte wohl kaum zu vermeiden geweſen. Aber der Vater glaubte an ſich und an ſeine Tatkraft, und dieſer Glaube hat recht behalten. Ende der ſechziger Jahre des vorigen Jahr-

hunderts fanden die Verhandlungen über den Eintritt in den Norddeutschen, später Deutschen Zollverein statt, die in der Hauptsache von meinem Vater geführt wurden und der engeren Heimat zum Segen gereichten.

In seiner Eigenschaft als kaufmännischer Senator verwaltete der Vater vor allen Dingen das Bauamt, das einen außerordentlich wichtigen Abschnitt der städtischen Verwaltung darstellte. Vor allen Dingen hieß es damals, Warnemünde nach und nach zu einem auch von Nicht-Mecklenburgern zu besuchenden Badeorte zu machen. Bäume gab es außer in der Vorderreihe und einigen in der Hinterreihe noch nicht. Die Anlagen, und zwar in diesem Falle die alten Anlagen, mußten vollkommen aus dem Boden heraus geschaffen werden, und dieser Boden war reiner Dünensand. Dadurch kam mein Vater mit einer sehr originellen, aber auch ebenso intelligenten und humorvollen Persönlichkeit zusammen, dem Berliner Kommissionsrat A. L. Wachtler, dessen Name durch die noch heute bestehende Firma und durch die Wachtlerstraße in Warnemünde festgehalten ist. Onkel Wachtler als Mitglied des ersten Quartiers der Hundert Männer war Dezernent im Bauamt und kam dadurch fast täglich mit meinem Vater zusammen. Da dieser letztere aber sehr schwer zu treffen war, so erschien Onkel Wachtler unmittelbar nach dem Mittagstisch und brachte, um jedermann versöhnlich zu stimmen, uns damals ganz wunderbar erscheinende, höchst schmackhafte Kuchen aus der Konditorei Flint, Ecke Breitestraße und Langestraße gelegen, mit. Diese schönen, tief in

meiner Erinnerung haftenden Kuchen ſahen ungefähr ebenſo aus, wie ſie noch heute im prächtigen Kaffee und Konditorei Flint zu erhalten ſind, die ſchwarzen Othellos, die weißen Desdemonas, die Schillerlocken mit leckerem Inhalt, Windbeutel mit Schlagſahne und wie all die Herrlichkeiten heißen mögen. Nur war ein ſehr bedeutender Unterſchied zwiſchen früher und heute, ſie koſteten nämlich nur einen Schilling gleich ſechs Pfennig das Stück, während man heute das Drei- bis Vierfache auf den Tiſch zu legen hat. Onkel Wachtler hatte auch ein niedliches Fuhrwerk mit zwei Ponys, mit denen er uns Kinder oft nach Warnemünde zu fahren pflegte, wo er mit Stolz auf die in der Entſtehung begriffenen Anlagen hinwies. Freilich, dieſe Anlagen waren noch ſehr, ſehr kümmerlich und beſtanden aus ganz wenigen, allen Stürmen der Oſtſee ausgeſetzten Bäumlein und Sträuchern. Jeder Fußbreit Erde mußte nach Warnemünde geſchafft werden. Aber es hat ſich gelohnt, und wenn heute dieſe künſtlichen Anlagen Warnemündes mit Recht die Bewunderung der Kurgäſte erregen, ſo liegt dies an der unermüdlichen Tätigkeit von Onkel Wachtler, dem hierdurch ein kleiner Denkſtein geſetzt ſein möge. Gerade er als Berliner mit der Friſche ſeines Geiſtes und der Beweglichkeit ſeines Körpers hat das geſchaffen, was heute noch vorhanden iſt, und er hat es geſchaffen zu einer Zeit, wo es ſehr wenig Hilfe und auch nicht überreichlich viel Geld gab.

Schon ſeit jungen Jahren beſchäftigte ſich mein Vater mit der Politik, von vor März angefangen bis zu ſeinem Tode, immer

ein freisinniger Mann im besten Sinne des Wortes, nicht radikal bis zum Äußersten, etwa mit dem Kopf durch die Wand rennend, aber noch viel weniger etwa konservativ. Er kannte nur zu genau den Goethe'schen Spruch „Wo ich beharre, bin ich Knecht". Für ihn stand sein Vaterland, das Wohl der Allgemeinheit, immer am höchsten. Das wußten auch seine Gegner, die ihm die gleiche Achtung entgegenbrachten, die er anderen Ansichten zollte. Die ersten Versuche, in den Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867 oder in den Reichstag des Deutschen Reiches 1873 zu gelangen, schlugen fehl. Mein Vater gehörte damals der national-liberalen Partei an, die die eigentliche Bismarckpartei war, während die Wählerschaft des fünften mecklenburgischen Wahlkreises Rostock-Doberan durchaus fortschrittlich gesonnen war. Ich brauche nur die Namen Moritz und Julius Wiggers und Professor Baumgarten zu nennen. Im Jahre 1878 eroberte mein Vater den vorher konservativ vertretenen gewesenen ersten mecklenburgischen Wahlkreis Hagenow-Grevesmühlen und gelangte dadurch in die Volksvertretung des Deutschen Reiches. Er schloß sich der national-liberalen Partei an, die damals im Reichstag ausschlaggebend war und Bismarck getreue Gefolgschaft geleistet hat. Aber Bismarck ging vom Freihandel zum Schutzzoll über, und über die Frage, ob dies richtig oder falsch war, spaltete sich die national-liberale Partei, die einen waren für die Zölle, die anderen dagegen. So trat denn im März 1881 mein Vater zusammen mit einundzwanzig andern Abgeordneten, darunter

Persönlichkeiten wie Eduard Lasker, Rickert, von Forkenbeck, aus seiner bisherigen Partei aus und gründete die liberale Vereinigung, damals Sezession genannt. Bei der Wahl 1881 im Herbst unterlag mein Vater in seinem bisherigen Wahlkreise Hagenow-Grevesmühlen den Konservativen, gelangte aber nach dem plötzlichen Tode Eduard Laskers als Vertreter des Lasker'schen Wahlkreises Meiningen II, Sonneberg-Saalfeld, wiederum in die gesetzgebende Körperschaft. Von 1884 bis 1893, das heißt bis zu seinem Tode, ist mein Vater dann Vertreter dieses Wahlkreises gewesen, der ihn ganz besonders anzog durch die dort wohnenden Persönlichkeiten und durch die eigentümliche Industrie der Spielwaren und der Glasbläserei. Auch ich selbst habe oft Gelegenheit gehabt, seine dortigen Freunde kennen und schätzen zu lernen. Infolge dieser Wahl in den Reichstag legte mein Vater sein Amt als Senator nieder, um sich ganz seinen Geschäften als Kaufmann und Fabrikbesitzer, vor allen Dingen aber den überaus wichtigen Arbeiten im Reichstage zu widmen.

Er galt als besonderer Sachverständiger für Zölle und Steuern, besonders für Branntwein- und Zuckersteuer und hat immer das Ohr des Hauses gefunden, wenn er sprach. Gerade im Reichstag genoß er auch die Achtung der andern Parteien. Das Zentrum pflegte einmal im Jahr ein großes Diner ausschließlich für seine eigenen Fraktionsgenossen zu geben. Nur ein einziger Abgeordneter von den andern Parteien wurde hinzugezogen: mein Vater, der sehr gern in fröhlichem Kreise verkehrte und durchaus kein Kostverächter

war, wenn es galt, einen guten Tropfen in gewissen Grenzen zu sich zu nehmen. Aus dieser Berliner Zeit sind hochinteressante Tagebücher meines Vaters erhalten, die Tag für Tag den Verlauf der Sitzungen, die damals gesammelten Eindrücke und den großen Freundeskreis schildern.

Zu all diesen Arbeiten kamen noch die verschiedensten anderen hinzu. Die Hundert Männer, die bis dahin neben dem Rat der Stadt Rostock die Geschäfte der Stadt geleitet hatten, wurden 1887 verwandelt in eine Art Volksvertretung, die allerdings auch auf dem Dreiklassen-Wahlsystem beruhte, die sogenannte repräsentierende Bürgerschaft. Es galt als selbstverständlich, daß mein Vater zum ersten Vorsitzenden dieser Körperschaft gewählt wurde, ein Amt, das er ebenfalls bis zu seinem Tode zum Segen der Stadt Rostock geführt hat. Weiter machte die Ausdehnung der Firma Friedr. Witte es notwendig, das Ausland zu besuchen, um dort neue Beziehungen anzuknüpfen und bereits vorhandene auszudehnen. Das mußte wiederum mein Vater neben all seiner anderen Arbeit tun. So reiste er denn 1880/81/82 und 83 nach Rußland, wo er die allerbeste Aufnahme fand, und wiederholte diese Reise noch einmal 1890. Weiter war mein Vater in Begleitung seiner Gattin 1888 in den Vereinigten Staaten von Amerika, und auch diese Reise wiederholte er noch einmal, und zwar angelegentlich der Weltausstellung in Chicago kurz vor seinem Tode in den Frühlingsmonaten des Jahres 1893. Als todkranker Mann ging er auf diese doch sehr anstrengende Reise; trotz aller

Bitten seiner Angehörigen ließ er sich nicht halten. Auch sein Arzt Medizinalrat Dr. Reder sprach vergebliche Worte. Mein Vater hielt es für seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß die deutsche Abteilung der Weltausstellung einen möglichst guten Eindruck mache, und dieses Ziel hat er erreicht. Als er aber im Juni 1893 wieder heimkehrte, da fühlten wir alle, daß sein Leben begrenzt sei, daß eine unheilbare Krankheit an ihm zehrte. Die letzten Worte, die er öffentlich gesprochen hat, waren Ende Juni in einer Versammlung der liberalen Partei, bei der zu entscheiden war, ob in der Stichwahl der Konservative oder der Sozialdemokrat zu wählen sei. Mein Vater entschied damals für den ersteren, der auch gewählt wurde in der Persönlichkeit des Herrn von Buchka. — Am 31. Juli 1893 ist dann mein Vater in seiner Villa zu Warnemünde, Seestraße 15, die er ein Jahr vorher sich noch selbst als eine Art Ruheasyl durch den Schweriner Baumeister Liß geschaffen hatte, sanft entschlafen. An diesem Tage war Rostock mit allen seinen Häusern in Flaggenschmuck gehüllt, galt es doch, das fünfundzwanzigjährige Bestehen des von meinem Vater und dem Geheimen Kommerzienrat Scheel gegründeten Allgemeinen Mecklenburgischen Handelsvereins, des Vorgängers der Mecklenburgischen Handelskammer, festlich zu begehen. Als aber die Nachricht von dem Tode meines Vaters in den frühen Morgenstunden in Rostock eintraf, senkten sich alle Flaggen auf Halbmast. Nie ist eine Trauer so allgemein in meiner Vaterstadt gewesen wie an diesem Tage.

Mit meinem Vater ist eine Persönlichkeit dahingegangen,

deren Andenken heute in Roſtock noch bei allen, die ihn kannten, genau ſo feſtſteht wie zu ſeiner Lebenszeit, ein Mann von einer ſeltenen Energie und Arbeitskraft, unerſchütterlich in ſeiner von Anfang an gefaßten Überzeugung, durch und durch reell, ein Kaufmann im beſten Sinne des Wortes und zugleich ein Menſchenkenner, der den richtigen Mann an die richtige Stelle zu ſetzen wußte, ein ſtrenger aber gerechter Vater, ein liebender Gatte, einer, wie er auf dieſer Erde ſehr ſelten wandelt.

Mein Vater war ſchon äußerlich eine imponierende Geſtalt, groß, ſtattlich in ihren Dimenſionen, mit feurigem Auge, vollem Haupthaar, kurz geſchnittenem Bart und einem Händedruck, den man noch Stunden hinterher fühlte. Seine beſondere Begabung lag auf redneriſchem Gebiete. Wenn er auftrat auf einem Podium, vor Tauſenden von geſpannten Zuhörern, dann klang ſeine Stimme wie ein Donner durch den Saal, und niemand wagte, auch nur das leiſeſte Geräuſch zu machen. Dabei hielt er ſich fern von jeder Demagogie; gerade weil er Volksredner war, ſprach er nur das aus, woran er glaubte. Jedes Wort kam ihm aus dem Herzen, nicht nur aus dem Munde, und dadurch erzeugte er überall, wo er auch ſprach, den allertiefſten, nachhaltigſten Eindruck. Ich habe viele Redner in meinem Leben gehört, große und kleine, aber niemals wieder einen ſolchen, dem das Wort ſo zu Gebote ſtand, ohne daß mein Vater je ein Manuſkript dafür gebrauchte. Er ſprach immer frei, auch wenn es Stunde auf Stunde währen ſollte. Seine ganz be-

ſondere Begabung waren die Tiſchreden, die von einem echt mecklenburgiſchen Humor durchwürzt waren, ohne irgend jemanden zu verletzen. Dieſe Art zu ſprechen iſt heute bis auf kaum erkennbare Spuren völlig verloren gegangen.

Die Mutter

Meine Mutter Anna Witte wurde als Tochter des Medizinalrats und Apothekers Dr. Julius Eduard Schacht am 4. Mai 1834 in der Polniſchen Apotheke, Berlin, Ecke Mittel- und Friedrichſtraße, geboren. Als Älteſte von vier Kindern genoß ſie eine ganz beſonders ſorgfältige Erziehung ſowohl im Elternhauſe wie in der damals berühmten Luiſenſchule, die unter der Leitung eines geborenen Roſtockers, des Direktor Metzer, ſtand. Berlin war damals noch eine rechte Mittelſtadt, in der man gemütlich auf den Straßen allerlei Spiele, vor allem das Ballſpiel, treiben konnte. So pflegte meine Mutter immer beſonders gern von dieſen Spielen auf der Friedrichſtraße zu erzählen, die heute bei dem Großſtadtverkehr allerdings längſt eine Unmöglichkeit geworden ſind. Einſt kam ſie ganz erregt aus der Schule und erzählte: „Wir haben eine neue Lehrerin bekommen". „Nun, wie heißt ſie?" war die Frage der Eltern und Geſchwiſter. „Wie ſie heißt? Sie heißt — — mit einem ll fängt ſie an und heißt Poppe." Allgemeines Gelächter

folgte auf dieſe drollige Bemerkung. Für die zahlreichen Lehrlinge der väterlichen Apotheke, darunter auch für ihren künftigen Gatten, meinen Vater, war ſie als angehender Backfiſch ein Schrecken. Sie pflegte ſich auf den damals ſehr beliebten Stelzen hinter jede Tür zu ſtellen und die Eintretenden und Austretenden mit allerlei an ſich ja ſehr harmloſen Neckereien zu ſtrafen. So behauptete mein Vater im Anfang ſeiner Lehrtätigkeit von ihr, daß ſie ein greuliches Mädchen ſei. Später haben ſich ſeine Anſichten über ſie allerdings ganz weſentlich geändert.

Meine Mutter war ſchon als junges Mädchen ſehr temperamentvoll, die echte Berlinerin, äußerſt zungen- und ſchlagfertig, dabei fein und liebenswürdig im Umgang. Das Bild von dem bekannten Zeichner, ſpäteren Schriftſteller Ludwig Pietſch, das dieſen Ausführungen beigegeben iſt, zeigt ſie in ihrem zwanzigſten Lebensjahre kurz vor der Vermählung. Am 7. November 1854 fand dann ihre Verheiratung mit dem Apotheker Dr. Friedrich Witte in Roſtock, das heißt, mit meinem Vater, ſtatt. Die erſten Jahre in Roſtock waren gewiß nicht leicht. Einmal war der Gegenſatz zwiſchen der größten Stadt Deutſchlands und dem kleinen, damals kaum 25 000 Einwohner zählenden Roſtock außerordentlich groß. Weiter aber mußte das geſamte Perſonal der Apotheke und der ſpäteren in der gleichen Apotheke zunächſt errichteten Drogengroßhandlung untergebracht und verpflegt werden. Viel weniger als ſechzehn bis achtzehn Perſonen ſaßen niemals am Tiſch, während in Berlin die Angeſtellten

und Lehrlinge zum größten Teil außerhalb des Hauses untergebracht und verpflegt waren.

Wenn alles bei Tisch saß, dann klopfte es gelegentlich an die Tür, und herein trat das Mädchen meiner damals noch lebenden Großmutter väterlicherseits, einer geborenen Krauel. Sie trug in der Hand eine dampfende Schüssel und ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Eine Empfehlung von der alten Frau Doktor an die junge Frau Doktor, und ob die junge Frau Doktor wohl erlaube, daß die alte Frau Doktor ihrem Sohn einen Teller Suppe schickte.“ Die alte Frau Doktor hatte ein gewisses Mißtrauen in die junge Frau Doktor, ob sie als Großstädterin, als Ausländerin, wie damals die Berliner betrachtet wurden, wohl imstande sei, ihren Fritzing, ihren lieben Sohn, auch genügend zu ernähren. Meine Mutter machte gute Miene zum bösen Spiel und sah über diese Sache hinweg. Fritzing aber kam dadurch zu zwei Mahlzeiten, einmal zu der der Mutter und weiter zu der seiner Gattin, was er sich wohl behagen ließ.

Beim Einzug der jungen Gattin in die Hirsch-Apotheke räumte die junge Frau wie verständlich auch das Junggesellenzimmer ihres Mannes gründlich auf. Sie entdeckte dabei eine perlenverzierte, kunstvolle Schachtel, die einen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch ihres Mannes einnahm. Die junge Frau war so indiskret, das Schächtelchen zu öffnen und den Inhalt zu mustern. Er bestand aus lauter zierlichen, ineinander gefalteten Papierstückchen, die mit einer Aufschrift versehen waren: Philippine, Marie, Emma,

Lucie, und wie alle die niedlichen weiblichen Vornamen der damaligen Zeit lauten mochten. Eine Anna war nicht darunter. Beim Öffnen des Papierſäckleins fand ſich eine ſchöne, mit bunten Bändlein zuſammengehaltene Locke verſchiedenſter Färbung. Die Gattin ſchloß die Papierſtücklein wieder zuſammen, tat ſie in das perlenverzierte Käſtlein, und als der Gatte nach Hauſe kam, da erzählte ſie ihm von dem gemachten Funde. Der Mann errötete leiſe und ſprach kein Wort, und ſo wurde denn der Inhalt des Käſtleins auf dem Altar der ehelichen Liebe verbrannt. Aber das Perlenkäſtlein ſelbſt zierte den Schreibtiſch der Mutter bis zu ihrem Tode und barg erſpartes Wirtſchaftsgeld, das vielen anderen zu Nutzen kommen ſollte.

Eine beſonders drollige Figur in der Verwandtſchaft war Onkel Stein, der Typus des echt mecklenburgiſchen Großgrundbeſitzers in ſeiner Arbeit und in ſeinen Manieren. Er pflegte immer, auch bei feſtlichen Gelegenheiten, in großen Reitſtiefeln mit Sporen zu kommen, womöglich die Reitpeitſche in der Hand. Als mein Vater ſich verlobte, da kam er zu ihm in die Hirſch-Apotheke und fragte ihn: „Na", er pflegte immer Plattdeutſch zu ſprechen, „na, Fritzing, min Söhn, hett din Brut ock noch 'n bäten wat anners as blot Flöh?" Dieſe Frage war nicht ſehr höflich, aber in ſeinem Munde durchaus gut und ehrlich gemeint. Als nun meine Mutter als junge Frau in die Hirſch-Apotheke eingezogen war, kam auch Onkel Stein, um ſich nach ſeiner neuen Nichte, von der er ſchon allerlei gehört hatte, umzu-

sehen. „Na, wie geiht di dat, Anning?", so fragte er. „Ach, Onkel Stein", erwiderte sie, „es ist ja nicht ganz leicht für mich, mich in diese hiesigen Verhältnisse trotz aller Liebe zu meinem Mann einzuleben, denn Berlin ist eine Großstadt. Dort gibt es schon Gasbeleuchtung, gepflasterte Straßen und manche Bequemlichkeiten im Leben. Aber hier in Rostock mit der großen Wirtschaft sich so schnell abzufinden, ist nicht so ganz einfach." „Lat man god sien", sagte Onkel Stein in seinem breiten, gemütlichen Mecklenburgisch, „ick will di wat seggen", und dabei klopfte er sie ziemlich derbe auf die Schulter, „dei Katt liert dor an 'n besten dat Musen, wo sei jungt." Nach diesem klassischen Ausspruch verbat sich meine Mutter einige Zeit die Besuche von Onkel Stein, der ihr denn doch etwas zu derbe war. Aber später versöhnte sie sich wieder mit ihm, denn er hatte es durchaus gut gemeint und sprach nur die Gefühle aus, die ihn bewegten.

Sehr drastisch schilderte meine Mutter ihr erstes offizielles Diner. Schon damals verkehrten bei meinen Eltern sehr viele angesehene Rostocker, und so war denn die erste Gesellschaft für die jungen Eheleute ein Ereignis. Von Berlin aus war mein Onkel, der Oberbaurat Richard Lucae, eigens dazu gekommen. Dreißig Personen saßen um den großen Tisch. Meine Mutter hatte geglaubt, ihren Gästen auch ein Berliner Gericht, Hecht mit Makkaroni, das damals in Rostock noch völlig unbekannt war, vorzuführen und sich die allergrößte Mühe mit der Zubereitung gegeben. Als aber

dieſes Gericht herumgereicht wurde, da langten nur drei Perſonen zu, nämlich der Vater, die Mutter und Richard Lucae. Alle andern, ſiebenundzwanzig an der Zahl, ſahen ſich dieſes Gericht an, beſchnupperten es, waren aber nicht ſo höflich, wenigſtens etwas davon auf ihren Teller zu nehmen, denn wat dei Bur nich kennt, dat ett hei nich. Schön war dieſe Situation für die Mutter gewiß nicht, aber ſie ſtand in allen Dingen des Lebens immer über der Sache, als junge wie als alte Frau, und das hat ihr ſtets geholfen, nicht nur ihr, ſondern auch den andern.

Nach dem Umzug aus der Hirſch-Apotheke in die Langeſtraße 77 begann für meine Mutter ein beſonders anſpruchsvolles Leben. Die Geſelligkeit erweiterte ſich, das Geſchäft wuchs. Ihr Mann war Senator geworden und nahm dadurch eine offizielle Stellung ein. Aber mit dem Geld war es knapp, die Firma verlangte erhebliche Mittel, die allerdings durch die Banken, wie auch, wie bereits früher geſchildert, durch Handwerker und Kunden zur Verfügung geſtellt wurden. Mein Vater aber war eine Perſönlichkeit, die von den anderen, von ſeinen Freunden, zunächſt immer das Beſte glaubte und dabei oft ſehr böſe Erfahrungen gemacht hat. So war es auch im Anfang der ſiebziger Jahre. Endlich nach unſäglicher Arbeit hatte ſich der Vater ein nicht unerhebliches Vermögen von etwa 30 000 Talern erſpart und konnte mit etwas Zuverſicht vorwärts ſchauen. Unglücklicherweiſe hatte er ſich dazu verleiten laſſen, dieſe damals doch erhebliche Summe einem einzigen, angeblich guten Freunde

des Hauſes anzuvertrauen, und er verlor ſie durch den Betrug dieſes ſogenannten Freundes in einem Augenblick. Damals war er entſchloſſen, zum Gericht hinzugehen und ſeine Zahlungen einzuſtellen, weil er glaubte, es nicht mehr verantworten zu können. Meine Mutter hielt ihn durch ihre Energie und Charakterſtärke von dieſem Schritt zurück, und ſie hat recht behalten, denn gerade dieſes Ereignis, ſo ſchwer es im Augenblick war, bedeutete auch den Anfang eines neuen Aufblühens der Firma, denn nun mußte alles zuſammengenommen werden, was an Kraft in beiden Perſönlichkeiten vorhanden war, und hinzukamen die auch heute noch anerkannten Erfindungen des Hauſes, die Artikel Coffein, Pepſin, Pepton, die gerade aus jener Unglückszeit heraus ihren Urſprung genommen haben. Meine Mutter iſt ſtets die treueſte Gefährtin ihres Mannes in Freud und in Leid geweſen. Leid iſt ihr nicht erſpart geblieben. Schon im Anfang ihrer Ehe verlor ſie ihr erſtes Töchterlein Käthe und im November 1868 ſtarb ihre dritte Tochter Gertrud, auf die ſie ganz beſondere Hoffnungen geſetzt hatte. Aber ihr Temperament, ihr lebhafter Geiſt ſiegten immer. Sie war der gute Geiſt des Hauſes, in der Geſelligkeit immer an der Spitze. Sie konnte auch einen noch ſo großen Kreis immer wieder ſprühend unterhalten. Sie hatte jeden Nachmittag einen Tee, zu dem zahlreiche Gäſte unaufgefordert kamen. Es verſammelte ſich ein Kreis, ähnlich wie in der Biedermeierzeit in den Berliner Salons, bei denen auch die Hausfrau immer das führende Element auf allen Gebieten, auf

politiſchem, wiſſenſchaftlichem und geiſtigem Gebiete war. Dieſe Nachmittagstees ſtehen mir in lebhafteſter Erinnerung, und es iſt ſehr ſchade, daß die heutige Zeit eine ſolche Geſelligkeit kaum noch kennt, denn damals kam es darauf an, erzählen, plaudern zu können und zwar in humorvoller, geiſtig angeregter Weiſe, nicht in jenen Plattitüden, in jener neuen Sachlichkeit, die heute ſehr zum Schaden des Umgangs groß geworden iſt, ſondern in einer Art, bei der jeder der Zuhörer gefeſſelt wurde und ſich veranlaßt fühlte, auch ſeinerſeits das Beſte zu geben. Nach dem Tode des Vaters wurde das Haus nicht leer. Meine Mutter bezog im Sommer die Villa Witte in Warnemünde, Seeſtraße 15, wo immer alle Zimmer durch Gäſte, teils Verwandte, teils Freunde, beſetzt waren; im Winter ſetzte ſie das geſellige Leben wie zu Zeiten ihres Mannes fort. Man kann ſich ja auch ſchönere Räume für eine ſolche anmutige Geſelligkeit nicht denken als unſer Haus in der Langenſtraße. Dieſe Räume ſind im 18. Jahrhundert von einer adligen Großgrundbeſitzerfamilie geſchaffen worden, die im Sommer auf ihren Gütern lebte, im Winter aber eine Art Hof hielt in Roſtock, ſo wie dies damals vielfach der Fall war. Italieniſche Handwerker haben den großen Saal, der weit über einhundert Perſonen faßt, mit echten Stuckarbeiten geſchmückt. Intereſſant iſt, daß die gleichen Handwerker auch noch an zwei anderen Stellen Roſtocks, nämlich im Saal der Ratsapotheke am Neuen Markt und im Franz Schulz'ſchen Hauſe in der Hartenſtraße ihre Kunſt ausgeübt haben. So iſt denn unſer Haus in

meiner Kindheit, wie auch nach dem Tode meines Vaters zu Lebzeiten meiner Mutter, mir immer erſchienen in einem ganz beſonderen Glanze, nicht nur im Glanze der ſtrahlenden Kerzen, denn damals kannte man als Feſtſchmuck weder Elektrizität noch Gas, ſondern den großen Glaskronleuchter und die an den Wänden befeſtigten Lichter. Zu bemerken iſt hierbei, daß die damaligen Wachs- und Stearinkerzen in Qualität viel beſſer waren als das, was heute in dieſer Hinſicht hergeſtellt wird. Aber nicht allein dieſer äußere Glanz hat auf mich den tiefen Eindruck gemacht, ſondern viel mehr noch die Perſönlichkeit des Vaters und nicht minder die der Mutter. Ich ſprach ſchon davon, daß ſie der belebende Mittelpunkt einer jeden Geſelligkeit, einer großen wie der kleinſten geweſen iſt. Dieſes Temperament, dieſen Humor, dieſe vornehme Auffaſſung des Lebens, dieſe tiefſinnige Herzensgüte hat ſie bis zu ihrem Todestage, bis zum 5. Juli 1910, ſich bewahrt.

Damals wurde noch in allen Häuſern geſchlachtet. Meine Mutter ließ es ſich nie nehmen, beim Schweineſchlachten wie bei der Zurichtung der Spickgänſe, zweiundzwanzig an der Zahl, zugegen zu ſein und überall helfend mit einzugreifen. Der geringſte Teil aller dieſer Herrlichkeiten blieb dem Hauſe erhalten. Das meiſte ging ſtillſchweigend nach draußen. Um Weihnachten herum wurden unzählige Kiſten alle von meiner Mutter ſelbſt gepackt, und was befand ſich nicht alles in dieſen Kiſten, von eigenen Erzeugniſſen aus der Fabrik, Mundwaſſer, Kölniſches Waſſer, Schokolade, gebrannte Man-

deln, Morſellen, Réglisſe, Jungfernzucker und wie alle die ſchönen Dinge heißen, die heute zum Teil völlig verſchwunden ſind, und dazu eine Handarbeit, von der Mutter ſelbſt angefertigt, ein geiſtvolles Buch und ein Gruß von ihrer eignen Hand. Unzählige Menſchen hat ſie beglückt, gerade dadurch, daß die eine Hand nicht wußte, was die andere tat, daß ſie ſtillſchweigend gab, ohne dafür irgendwelchen Dank zu beanſpruchen. Der Dank lag für ſie darin, daß die anderen das annahmen, was das Haus Witte ſpendete, denn Annehmen iſt meiſtens ſchwerer als Geben. So hat die Mutter unendlichen Segen verbreitet über ihren Mann, über ihre Kinder und Großkinder, über Verwandte und Freunde, die alle nach der Langenſtraße und nach der Villa in Warnemünde pilgerten. Nun ruht ſie ſchon lange in Frieden, aber ihr Geiſt iſt ebenſo lebendig geblieben wie der Geiſt ihres Mannes. Keine Stunde vergeht, ohne daß ich nicht meine Eltern mir vor die Seele rufe und mir das Verſprechen gebe, bis zum letzten Atemzuge ihnen nachzuahmen in ihrer Herzensgüte, in ihrer Tüchtigkeit und in ihrem echt vornehmen menſchlichen Leben.

Erſte Kinderjahre

Ich bin am 6. Juli 1864 in der Langenſtraße 77 zu Roſtock geboren als Sohn des Apothekers und Fabrikbeſitzers Dr. Friedrich Witte und ſeiner Gattin Anna, geb. Schacht. Die Wittes ſind im Jahre 1796 aus der Mark Brandenburg nach Roſtock eingewandert. Mein Urgroßvater kaufte die damalige Quiſtorff'ſche Apotheke, auf dem Stadtplan auch Neue Apotheke genannt, und führte ſie unter dem Namen der Hirſch-Apotheke weiter. Nach ihm kamen dann mein Großvater und mein Vater als Beſitzer des gleichen Geſchäftes. Im Jahre 1856 fing mein Vater den Handel mit Drogen und die Fabrikation chemiſch-pharmazeutiſcher Präparate an, zunächſt noch in der an der Marien-Kirche gelegenen Apotheke, ſpäter nach dem Verkauf der Apotheke 1862 auf dem weiten, noch heute der Firma gehörenden Gebiet der Langen- und Schnickmannſtraße. Die Apotheke ging damals in den Beſitz des Herrn Grimm, ſpäteren Senators der Stadt Roſtock, über und iſt heute in Konow'ſchem Beſitz. Sie hat von ihrem ehrwürdigen Ausſehen kaum etwas verloren. Als mein Vater die Apotheke verkaufte und ein pharmazeutiſches Geſchäft begann, da herrſchte allgemein Erſtaunen in Roſtock und in Mecklenburg, denn meine engere Heimat war noch durch Zölle von den ſie umgebenden Staaten getrennt, die Einwohnerſchaft war gering, und das Bedürfnis nach einem ſolchen Geſchäft wurde bezweifelt. Aber die Energie und die unermüdliche Arbeitskraft meines Vaters wurden



Anna Witte, geb. Schacht
in ihrem zwanzigſten Lebensjahre. Nach einer Zeichnung von Ludwig Pietſch, Berlin 1854. Original im Beſitz von Dr. F. C. Witte-Roſtock



Friedrich Carl Witte, 2jährig

U. B.
Rostock



Kinderbildnis
Liſe Witte, 9jährig; Friedrich Carl Witte, 3jährig;
Gertrud Witte, 7jährig



Friedrich Carl Witte, 5jährig

U. B.
Rostock

belohnt. Die Firma steht jetzt im achtzigsten Lebensjahr, innerlich und äußerlich unerschüttert, und trägt das Zeichen all der Arbeit, die von Vätern und Vorvätern geleistet wurde.

Von meiner Geburt weiß ich selbst allerdings nichts mehr, aber ich trage auch heute noch sichtbare Zeichen aus jener denkwürdigen Stunde an mir. Die Geburt war schwer, und die Ärzte waren mit dem Gebrauch der Instrumente noch nicht so vertraut wie heute. So trage ich denn an beiden Seiten des Schädels links und rechts noch die sehr sichtbaren Eindrücke jener Instrumente, die man damals benutzte. Meine ersten deutlichen Erinnerungen stammen aus dem dritten Lebensjahr. Sie haften an einem kleinen Strohsofa, das ich gern benutzte, an unserm schwarzen Hunde, Mohr genannt, der sich fröhlich auf dem Hofe tummelte, und nicht zum mindesten an meiner Amme Line Baahs, die auch nach Erledigung ihrer mütterlichen Tätigkeit noch mehrere Jahre als Kinderfrau im Hause blieb. Auf Mohr folgte ein prächtiger Neufundländer, Leo genannt, der nicht nur der treueste Wächter der umfangreichen Fabrikanlage an der Schnickmannstraße war, sondern zugleich auch ein in ganz Rostock gekanntes, einzigartiges Exemplar seiner Rasse. Ich pflegte mit meinem geliebten Leo täglich spazieren zu gehen. Ein Fremder, der uns nicht kannte, fragte nach meinem Namen, worauf die klassische Antwort erfolgte: „Mir und mein Hund kennt jeder", und so war es auch tatsächlich.

Man ſagt, daß ich ein hübſcher Junge geweſen ſei mit ſchönen Locken und ſympathiſchem Geſichtsausdruck. Die aus jener Zeit noch vorhandenen Photographien laſſen Spuren davon erkennen; heute freilich iſt dieſe kindliche Pracht geſchwunden.

Oſtern 1868, etwa dreidreiviertel Jahre alt, kam ich in den Kindergarten der ausgezeichneten Frau Ahlers, der in dem ſchönen gotiſchen Hauſe am Hopfenmarkt untergebracht war. Frau Ahlers war eine ganz vortreffliche, liebenswürdige und feinſinnige Dame, die die ihr anvertrauten Kinder beiderlei Geſchlechtes vorzüglich betreute und ſie in jeder Weiſe geiſtig und körperlich förderte. Meine Schweſter Gertrud, 1860 geboren, nahm mich an die Hand und brachte mich auf ihrem Schulwege in den Kindergarten, holte mich auch ſpäter wieder ab und ſpielte viel mit mir in dem elterlichen Garten, der inzwiſchen längſt Fabrik geworden iſt. An dieſe Schweſter, die mir im November 1868 durch den Tod entriſſen wurde, habe ich die allerdeutlichſte Erinnerung, auch gerade an die Tage ihrer Krankheit und ihres Todes. Nur zu deutlich ſehe ich den Totenwagen und das zahlreiche Gefolge vor mir, bei dem ſich allerdings die Gefühle des Schmerzes mit denen einer gewiſſen Neugierde vermiſchten, wie das bei Kindern ja der Fall iſt.

1869 unternahmen meine Eltern eine Reiſe in die Schweiz, an der auch mein Großvater mütterlicherſeits, der Medizinalrat und Apotheker Dr. Julius Eduard Schacht, Berlin, Inhaber der heute noch im Schacht'ſchen Beſitz befindlichen

Polniſchen Apotheke, ebenſo wie ſeine Hausdame Julie Claußen, genannt Ciſſa, und der ſpätere Schwager meiner Mutter, Oberbaurat Richard Lucae, Berlin, teilnahmen. Das, was ich jetzt erzähle, beruht nicht etwa auf dem, was andere mir geſagt haben, ſondern durchaus auf eigenen Eindrücken, die ſo feſt bei mir ſtehen, als wenn ich ſie heute erlebt hätte. Wir fuhren mit der Bahn bis Luzern. Dort ſtrömte der Regen vom Himmel, und die Fahrt mit dem Schiff nach Brunnen war verhältnismäßig ſehr ſtürmiſch. Die Schweiz war noch lange nicht das heutige Touriſtenziel; im Gegenteil, nur wenige Orte waren für die Fremden wirklich hergerichtet, und die Hauptzahl der Beſucher waren Deutſche. Dieſe gingen vorwiegend nach Brunnen, nach Interlaken und den umgebenden Orten, und im Winter nach Montreux. Jenſeits der Berge kannte man Lugano und Locarno noch ſehr wenig, denn die Gotthardbahn iſt erſt in den ſiebziger Jahren entſtanden, dagegen wurden Bellagio am Comer See und Pallanza am Lago Maggiore bereits ſehr gern von den Fremden, und wiederum von den Deutſchen, beſucht. Wir fuhren alſo nach Brunnen und quartierten uns in dem heute noch beſtehenden „Hotel zum Hirſchen" ein. Von dort aus machten die Erwachſenen ihre Ausflüge, während meine Schweſter Liſe, damals elf Jahre, und ich, fünf Jahre alt, in Begleitung unſeres Großvaters Schacht uns mehr auf der Axenſtraße und in der Umgebung aufhielten. Meine Gewohnheit war es, immer durch die dickſten Pfützen hindurchzumarſchieren, was mir der Großvater berechtigter-

weise energisch verbot. Aber ich erwiderte darauf: „Ich gehe, wo ich bin", und schritt wieder tapfer durch die nächste Pfütze. Patsch-patsch hatte ich aber eine ganz gehörige Ohrfeige weg, und seitdem habe ich es mir ein wenig abgewöhnt, durch die Pfützen hindurchzumarschieren.

Eines schönen Tages, als Eltern und Verwandte im Hotel beim ersten Frühstück saßen, ertönte ein furchtbares Geschrei aus dem Zimmer, in welchem meine Schwester Lise und ich schliefen. Wir hatten uns — die Betten standen dicht beieinander — wieder einmal über eine Kleinigkeit gestritten, und die Schwester hatte mich aus dem Bett geworfen. Unglücklicherweise fiel ich dabei auf ein Gefäß, das im Schlafzimmer nun einmal zu den notwendigsten Bedürfnissen des täglichen Lebens gehört. Die Folgen dieses Zusammenstoßes waren sowohl für das Gefäß selber wie für mich nicht besonders angenehm. Nur mit Mühe konnten uns die herbeigeeilten Eltern beruhigen und die Streitenden trennen. Auch eine Erinnerung, die bei mir nicht erlöschen wird!

Von Brunnen ging es dann teils zu Schiff, teils mit der Post über den Brünig nach Interlaken. Wo wir dort gewohnt haben, weiß ich nicht mehr, wohl aber erinnere ich mich eines großen Feuerwerkes, das zu Ehren der Kurgäste — es gab damals übrigens noch keine Kurtaxe — von der Kurverwaltung veranstaltet wurde. Die hohen Berge ließen alle die Feuerwerkskörper fast wie Kanonenschläge widerhallen. Ich selbst war für solche Geräusche damals sehr empfindlich und hielt mir beide Ohren zu, worauf mein Onkel Richard Lucae

den Antrag ſtellte, mich künftig nicht mehr Friedrich, ſondern — — Friederikchen zu nennen. Das ging mir ſehr zu Herzen, und ſo habe ich mir die empfindliche Seite abgewöhnt.
1870 rückten die Truppen, das 90. Regiment, ins Feld gegen Frankreich. Wie unendlich deutlich ſteht mir dieſer Ausmarſch vor Augen, die Tätigkeit, die in allen Häuſern herrſchte, um Verbandzeug, Scharpie und alles ſonſt für Verwundete Notwendige herzuſtellen, all die Liebesgaben, die hinausgeſandt wurden, alles, was damit zuſammenhängt. Meine zweite Schweſter wurde am 6. Auguſt, dem Schlachttag von Wörth, in dem ſchönen italieniſchen Saal des Hauſes der Langenſtraße getauft. Die meiſten Männer waren damals im Krieg, ſo daß das Hauptkontingent der Teilnehmer aus weiblichen Weſen beſtand. Aus Freude an der Geburt und über die erſten vom Kriegsſchauplatz eingetroffenen guten Nachrichten tat man vielleicht des Erfreulichen zuviel; jedenfalls hatte die Amme mehr zu ſich genommen, als dem Säugling gut war, und dieſer ſchrie nicht nur während der Zeremonie des Taufens, ſondern auch noch den ganzen Abend und die Nacht. Mein Vater aber ſchlief den Schlaf des Gerechten und ließ ſich darin nicht ſtören. Plötzlich morgens gegen vier Uhr erſcholl ein Getümmel wildeſter Art auf der Straße. Von verſchiedenen Leuten, darunter von Rechtsanwalt Möller aus der Großen Mönchenſtraße, genannt Schnutmöller, wurde immer wieder gerufen: „Dr. Witte, Dr. Witte ſoll rauskommen, ſoll eine Rede halten.“ Mein Vater hörte es nicht, denn er ſchlief einen

geſunden Schlaf, während die weiblichen Inſaſſen inzwiſchen ermuntert waren. Advokat Möller wiederholte die Aufforderung dringender: „Ich kann die Menge nicht halten, es gibt ein Unglück. Dr. Witte muß herauskommen, muß ſprechen, muß die Leute beruhigen.“ „Was iſt denn los?“, fragte meine Mutter. „Große Siegesnachricht vom Kronprinzen, Schlacht bei Wörth, die Franzoſen ſind auf der ganzen Linie geſchlagen.“ Nun ging alles daran, meinen Vater zu erwecken, was nicht ganz leicht war und mit vielem Brummen und Widerſtand begleitet wurde. Endlich hatten wir den Vater ſo weit, daß er über das Hemd wenigſtens eine Hoſe gezogen hatte, aber bis zu den Tragbändern reichte es nicht mehr. Dann wurde ihm ſchnell in die Ohren geflüſtert, um was es ſich handelte, und hinaus trat er in die warme Sommernacht vor eine tauſendköpfige Menge und hielt eine begeiſterte Rede. Das Drollige daran war, daß er nur eine Hand, nämlich die rechte, für die dazu nötigen Geſten frei hatte, während die Linke ſtets bemüht war, die Hoſe zu halten, damit dieſe nicht allzu weit herunterſinke. Auch dieſes Bild ſteht mir in der lebhafteſten Erinnerung und iſt ein kleiner Beitrag zu der damaligen Zeitgeſchichte.

Der Einzug der Truppen war ein wundervolles Schauſpiel. Mein Vater, der ſeit 1864 Senator der Stadt Roſtock war, hielt den Willkommensgruß auf dem Neuen Markt. Hinter den Truppen her zogen alle Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen. Jeder Soldat hatte auf ſeinem Gewehr einen Blumenſtrauß. Wir Kinder ſaßen oben an den

Fenſtern mit Körben voller Blumen und ſtreuten ſie auf die vorbeimarſchierenden Krieger hinab, die mit einem unvergleichlichen, unauslöſchlichen Jubel begrüßt wurden. — Das waren die erſten Jahre meiner Kindheit.

Weihnachten

„Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen."

Was gibt es für ein deutſches Herz, für ein deutſches Ohr ſeligere Klänge, ſeligere Erinnerungen an die Kindheit, als die Weihnachtszeit! Um dieſe Zeit ſchwieg alles, was einem das Herz, auch das jugendliche Herz, an Freud und Leid berührte. Denn ſchon damals in der früheſten Jugend gab es leidvolle Stunden, über die man ſich nicht ohne weiteres hinwegſetzen konnte. Es gab auch Geburtstage, die nicht begangen wurden, weil die Schulzeugniſſe recht ſchlecht, die Zahl der Nachſitzſtunden aber recht groß war. Aber um Weihnachten in Roſtock, eine Zeit ohne Zeugniſſe, ſchwiegen die Kritiken, ſchwiegen auch die ſtrengen Worte des Vaters, der ſeinen Sohn enterben wollte, weil es in der Schule nicht vorwärts ging, und der ſich ſchämte, über die Straßen zu gehen, wenn der Sohn nachſitzen mußte. Alles war eitel Freude, nicht nur um die Weihnachtszeit ſelbſt, ſondern ſchon Wochen vorher, denn Weihnachten war im Hauſe meiner

Eltern, war in dem herrlichen Saal der Langenſtraße ein großes patriarchaliſches Feſt, an dem alles, was mit Wittes zu tun hatte, teilnahm, die Arbeiter mit ihren Familien, das Geſchäftsperſonal, die Hausangeſtellten, damals noch vorhandene zahlreiche Verwandte und die engſte Familie. Zunächſt wurden die Arbeiter gefragt, ob ſie verheiratet waren oder nicht, wieviel Kinder ſie hätten, wie alt dieſe Kinder wären und welche Bedürfniſſe man etwa befriedigen könnte. Dann beſtellte ſich meine Mutter die ſämtlichen Arbeiter in den Vorſaal, etwa acht Tage vor Weihnachten, und beſchenkte die Männer mit Geld, die Frauen und Kinder mit nützlichen Sachen oder mit Spielzeug. Freude glänzte aus aller Augen.

Dann kam die eigentliche Vorbereitung für den 24. Dezember. Im Hauſe wurde geſchlachtet, wurde Pfefferkuchenteig angerührt, wurden unter Zuhilfenahme der Fabrik köſtlich duftende und köſtlich ſchmeckende Gegenſtände angefertigt, Schokolade nach einem beſonderen Rezept, das dem einen wohlgefiel, dem anderen weniger, herrliche gebrannte Mandeln, die berühmten Roſtocker Morſellen, allerlei Lakritzenpräparate, vor allen Dingen aber Pfefferkuchen und Pfeffernüſſe. Wie hoch ſchlägt mein Herz, wenn ich an dieſe rechteckigen, ungeheuer großen, mit Mandeln und Zuckerguß verſehenen Pfefferkuchen denke, an all die drolligen, mit beſonderen Inſtrumenten ausgeſtochenen Gebilde, die teils Männer, teils Frauen mit oft ſehr ſpitzen Naſen und langen Ohren darſtellten, Vögel, Schafe, Kamele, Fiſche, Sterne

und beſondere Erfindungen der begabten Damit-Beſchäftigten. Niemals wurde das Gewürz, wurden die Mandeln, wurden Zimt und Zucker geſpart. Dann kam der große Tag des Backens, an dem unſer lieber Wilhelm Steusloff, der mehr als fünfzig Jahre hindurch der getreue Diener des Hauſes war, unter jedem Arm eine große eiſerne Platte und bei den ſtets herrſchenden Schneeſtürmen dieſe mit Leinentüchern bedeckend, nach dem Bäcker Krüger in der Breitenſtraße eilte. Auf dem Hinwege, auf dem nach und nach einhundertzweiundſiebzig Platten befördert wurden, fand er keine Beläſtigung. Aber auf dem Rückwege! Hinter der Haustür in der Langenſtraße ſtanden mein Vetter Hans Brummerſtaedt, zwei Jahre älter als ich, und ich ſelbſt. Wenn dann der gute Wilhelm kam mit den noch warmen Pfeffernüſſen, dann griffen die böſen Buben mit allen vier Händen unter die Leinewand und entriſſen unſerem braven Hausangeſtellten eine erhebliche Menge. Er ſchalt mit allen ihm zu Gebote ſtehenden mecklenburgiſchen Worten auf dieſe Buben, aber es nützte ihm nichts, und uns ſchmeckte das geraubte Gut ganz beſonders ſchön.

Meine Mutter hatte vorher im Monat November zweiundzwanzig Gänſe geſchlachtet und daraus zweiundzwanzig Spickgänſe mit eigener Hand hergeſtellt. Dazu geſellten ſich nun für die prächtigen nach auswärts gehenden Weihnachtskiſten ſelbſtangefertigtes Kölniſches Waſſer, rötliches Mundwaſſer, das man mit einem franzöſiſchen Namen „Eau de Botôt“ zu bezeichnen pflegte, geſellten ſich Schokolade in der ver-

ſchiedenſten Art, die ſchon beſchriebenen Pfefferkuchen, ein gutes Buch, eine ſelbſt angefertigte Stickerei, und dann gingen die Kiſtlein hinaus in die Welt und machten große Freude, größte Freude bei denen, die ſonſt nicht von anderer Seite bedacht wurden.

Dann kam der Heiligabend. Um fünfeinhalb Uhr kam das Geſchäftsperſonal mit den geladenen Verwandten und der engſten Familie zum Tee zuſammen, der etwa eine halbe Stunde währte. Dann ging meine Mutter in den großen Saal, in dem ſeit Wochen alles vorbereitet war. Dort ſtand eine echte Weihnachtstanne, vier Meter hoch, von der Hand unſeres treuen Johann Schwarz, des Vorarbeiters der Fabrik, der ebenfalls mehr als fünfzig Jahre bei uns gedient hat, geſchmückt. Und womit geſchmückt! Mit unzähligem Lametta, mit goldenen und ſilbernen Ketten, mit thüringiſcher Glaskunſt aller Art, mit prächtigen Wachsengeln, verſehen mit echtem Haar und entzückenden kleinen Metallpoſaunen, und was für uns Kinder die Hauptſache war, mit ſehr ſchmackhaften Schokoladen und dem Schönſten von allem, mit Quittenwürſten. Dieſe Schokolade und Quittenwürſte hatte der getreue Johann möglichſt nach unten an dem Weihnachtsbaum befeſtigt, damit wir Kinder beſchleunigt davon genießen konnten. Intereſſant iſt, daß es in Roſtock nur eine Stelle gab, an der man dieſe eßbaren Dinge kaufen konnte, nämlich bei C. L. Friedrichs in der Steinſtraße. Der damalige Inhaber räumte vier Wochen vor Weihnachten ſeine Privatwohnung im erſten Stock des

Geſchäftshauſes für die Ausſtellung des Weihnachtskonfektes ein, und der Beſuch dieſer Weihnachtsausſtellung war eine Sehenswürdigkeit. Alle die Anhängſel haben wir Kinder unter Leitung der Mutter mit grünen und ſchwarzen Fäden verſehen und für das Anbinden an den Weihnachtsbaum vorbereitet. Im Saal ſtanden große Tiſche, auf denen für jeden der Geladenen eine Schale köſtlichen Inhaltes vorbereitet war. Dieſe Schale machte ihre Größe von der Stellung des Betreffenden abhängig. Es nahm an der eigentlichen Feier teil zunächſt das Geſchäftsperſonal, von dem erſten Beamten angefangen bis zum letzten Lehrling. Die Schale des erſten Angeſtellten faßte mindeſtens zehn Pfund der verſchiedenſten Herrlichkeiten, während der jüngſte Lehrling ſich mit etwa vier Pfund der köſtlichen Dinge begnügen mußte. Jedes Stück war von meiner Mutter abgezählt. Dann kamen die Schalen für das Hausperſonal, das damals mindeſtens ſechs Perſonen, mit allen zeitweiſe Beſchäftigten aber vielleicht zehn Perſonen umfaßte. Dann ging es zu den Tellern über, die für die Verwandten und für die Familie beſtimmt waren. Dieſe Teller der Verwandten hatten eine beſondere Anziehungskraft für uns Kinder. Um ſechs Uhr ertönte das Klingelzeichen, die Türen öffneten ſich, und, die Kleinſten voran, ſchritt man in den Saal, in dem die liebe Mutter freudeſtrahlend alle, die da kamen, bewillkommnete. Aber es war nicht erlaubt, etwa ſofort an die Geſchenktiſche zu treten und die geſpendeten Gaben zu bewundern. Erſt gab es ein Weihnachtslied, und dann galt es für uns

Kinder und zwar nicht nur für die Kinder der engſten Familie, ſondern auch für die Kinder der Verwandten, aufzuſagen, und zwar geſchah dies Aufſagen vom dritten Lebensjahr an, zunächſt in Deutſch, dann in Lateiniſch und ſchließlich in Griechiſch, das ja in Quarta des Gymnaſiums bereits ein erheblicher Unterrichtsgegenſtand war. Alles, was man aufſagte, war auf einen wunderſchönen, mit Lackbildern verſehenen Briefbogen in ebenfalls wunderſchöner Handſchrift aufgeſchrieben und lag auf den Tiſchen der Eltern. Staunend verſammelten ſich alle Anweſenden um die nacheinander aufſagenden Kinder. Das Staunen wuchs, wenn Lateiniſch oder Griechiſch geſprochen wurde, von dem natürlich die wenigſten der Eingeladenen etwas verſtanden. Aber wir blieben nicht ſtecken, wir kannten unſere Sätze, und wir waren ſtolz darauf, mit Betonung langſam und eindringlich die Sprüche der Weisheit in den verſchiedenſten Sprachen zu verkünden. Dieſes Aufſagen, verbunden mit dem Geſang eines geiſtlichen Liedes, dauerte etwa eine halbe Stunde, und dann begann der eigentliche Akt des Freudemachens, des Geſchenkeſpendens und des Frohſinns. An ſich kannte man nicht ein überreiches Beſchenken, man war ſparſam in der damaligen Zeit und beſchränkte ſich in der Hauptſache auf nützliche Dinge. Wir Kinder bekamen zu den Geburtstagen und Weihnachten vom lieben, längſt dahingeſchiedenen Onkel Georg Krauel, einem unverheirateten Kaufmann, je zwei Taler, die ſofort auf das Sparbuch auf der Städtiſchen Sparkaſſe eingezahlt wurden. Dann gab es einen Kaſten der ſchönen

Heinrichs'schen Zinnfiguren, die durchaus nicht immer bloß Schlachten darstellten, sondern sich auch mit Gegenständen aus der Natur, dem Lande, aus Reiseschilderungen zusammensetzten. Ich habe noch heute ein eigenes Zimmer, das ganz und gar angefüllt ist von Spielsachen, die ich teils selbst empfing, teils später meinen Kindern spendete, aber immer unter Aufsicht behielt. Was wird der Leser dieser Zeilen von mir sagen, wenn ich verkünde, noch heute über dreißigtausend Bleisoldaten und mehr als fünfhundert Kanonen in diesem Spielzimmer zu beherbergen, ganz abgesehen von zoologischen Gärten, Schulklassen mit völliger Ausstattung, von Laterna magica, Dampfmaschinen, Eisenbahnen in kunstvollster Ausstattung, Kasperle-Theater und wie alle diese Dinge heißen, die in gleicher Schönheit heute auch nicht annähernd mehr angefertigt werden. Oft ruht mein Blick auf diesen Herrlichkeiten, oft öffne ich ein Kästlein und baue sogar hier und da noch die Erstürmung der Düppeler Schanzen oder die Kämpfe um Plewna auf, bei denen uns Kindern aber immer sehr friedlich zumute war.

Gegen acht Uhr verabschiedeten sich das Geschäftspersonal und die Hausangestellten, und die Familie versammelte sich zu einem einfachen, stets aus Karpfen bestehenden Abendessen, an dem auch wir Kinder bis etwa neun Uhr teilnehmen durften. Die Sitte, die Kinder bis in die Nächte hinein um sich zu behalten oder etwaige Vergnügungen unendlich lange auszudehnen, kannte man damals nicht. Die Kinder mußten

nach der Aufregung eines ſolchen Tages vor allen Dingen ausſchlafen, und ſie taten es gründlich.

Nicht vergeſſen möchte ich hierbei, die auch heute noch üblichen Julklappen zu erwähnen, die damals in größter Anzahl und in rieſigſter Weiſe angefertigt wurden. Auch hier war der unentbehrliche Wilhelm Steusloff der Getreueſte der Getreuen, der Verwalter aller dieſer Julklappen oder, wie er ſie beim Hineinwerfen nannte, „Jubelklappen". Ich ſehe ihn noch Weihnachten 1869 einen lebendigen Storch, dem man die Flügel beſchnitten hatte, als Julklapp in den Saal befördern, eine Anſpielung auf die 1870 erfolgte Geburt meiner Schweſter Annemarie. Dieſer Storch wandelte ſpäter noch lange Zeit auf dem Hof der Langenſtraße umher, bis auch er ſein Ende fand. Große Kiſten gelangten in den Saal, in denen ſehr viel Pappe, Papier, Stroh und ſonſtiges Material vorgefunden wurde, das von einer Hand in die andere wanderte, und ſchließlich blieb von der großen Kiſte nur noch ein ganz kleines Sächelchen über. Da man aber damals poetiſch war und gar nicht ſchlechte Gedichte mancherlei Art verfaßte, ſo machten dieſe Julklappen ſehr viel Heiterkeit und verletzten nie jemand. Auch Handarbeiten der verſchiedenſten Art wurden damals insbeſondere von den Damen, ſtellenweiſe aber auch von den Knaben angefertigt. Meine eigenen Söhne waren auf dieſem Gebiete ſehr bewandert, und es ſind jetzt noch Tiſchdecken im Hauſe Witte vorhanden, die von Jünglingen angefertigt wurden. Das war unſer Weihnachten, eine Weihnachten, die wohl in

allen deutſchen Familien die gleiche iſt, eine Herzensfreude, eine Zeit wahrhafter Liebe, in der man am wenigſten an ſich, am meiſten an die andern dachte. All die Wolken, die heute über uns hängen, all die Sorgen, mit denen oft ſchon die Herzen der Jugend erfüllt ſind, traten zurück. Aber weil ſie zurücktraten, ſo bildete dieſes deutſche Weihnachtsfeſt für uns eine Quelle der Erfriſchung, eine Quelle der Lauterkeit, wie ſie ſchöner gar nicht gedacht werden kann.

„Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen."

Wie es in Roſtock in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausſah

Mit ſiebeneinhalb Jahren kam ich Michaelis 1871 in die Sexta des Gymnaſiums der Großen Stadtſchule. Damals konnte man die drei Vorſchulklaſſen, die zu der Großen Stadtſchule gehörten und in dem ſogenannten Gemeindehaus, einem brüchigen, katenartigen Gebäude an der Schwaanſchen Straße, dort wo jetzt Turnhalle und Aula ſich erheben, untergebracht waren, in eineinhalb Jahren durchmachen. Freilich gereichte es mir nicht zum Heil, denn die zweiundſiebzig Schüler der Sexta waren, ich will mich milde ausdrücken, eine Raſſelbande, und das, was wir damals gelernt

haben, war sehr wenig. Rostock war eine Stadt von etwa fünfundzwanzigtausend Einwohnern, die in der Hauptsache innerhalb der jetzt noch größtenteils vorhandenen Stadtmauern lag. Zwar gab es schon eine Steintor-Vorstadt und eine Kröpelinertor-Vorstadt, aber die Steintor-Vorstadt bestand aus wenigen schlecht gepflasterten Straßen, die ursprünglich Feldwege waren und zu den Gärten und Sommerhäusern der wohlhabenden Rostocker Einwohner führten. Bei der Bebauung war von einem Stadtplan nicht die Rede. Dadurch sind die sonderbaren, schwer zugänglichen und unzusammenhängenden Straßen wie die Friedrich-Franz-Straße, die Augustenstraße und die St. Georgstraße entstanden, während erst viel später jenseits der St. Georgstraße nach einem wirklichen Plan die Stadt verbreitert wurde. Die Kröpelinertor-Vorstadt bestand aus der Flora dort, wo jetzt die katholischen Kirchengebäude liegen, der Brauerei von Konstantin Steinbeck und Steinbecks Keller, und weit draußen lagen die beiden Schiffswerften von Tischbein und Abendrot. Der Patriotische Weg, damals Alt-Bramower Weg genannt, hatte eine Anzahl von Häuslereien und Büdnereien, in denen sich fröhliches Vieh der verschiedensten Art durch sein Stimmgewirr bemerkbar machte. Dort, wo jetzt der sehr lebhafte Doberaner Platz liegt, befand sich eine große Wiese mit offenem Wasser. Das war alles in allem die Kröpelinertor-Vorstadt. Die Barnstorfer Anlagen, 1864 unter Leitung des genialen Gärtners Wilken durch die dänischen Kriegsgefangenen angelegt, waren weit entfernt und nur durch

einen im Sommer ſehr ſtaubigen, mit Pappeln beſtandenen Feldweg zu erreichen, auf dem wir Schüler am 2. September ſtolz unter Führung unſerer Lehrer und verſchiedener Senatoren hinauszogen.

Eigentliche Vergnügungsetabliſſements gab es nur wenige, denn das Ausgehen war damals noch keine Sitte. Wenn die Eltern uns etwas ganz Beſonderes antun wollten, dann führten ſie uns Kinder nach Krummreichs Garten, dort, wo heute die Bleicherſtraße liegt, an der Oberwarnow. Dort ſpielte ein paar Mal in der Woche Militärmuſik; als ganz beſonderes Ereignis gab es ein Feuerwerk, und man aß ſehr gut und reichlich zu etwa zwölf Schillingen gleich einer Reichsmark. Wenn aber der Vater beſonders gut gelaunt war, dann wurde eine Droſchke genommen und für einen halben Taler hin und zurück nach Mönkweden gefahren, wo in der idylliſch gelegenen Förſterei Mönkweden Erdbeeren mit Milch und ähnliche Genüſſe uns nur zu gut ſchmeckten. Wer kennt heute noch Mönkweden und ſeine Förſterei! Warnemünde oder Doberan waren damals ſo weit entfernt wie heute Hamburg und Berlin und kamen daher für Ausflüge nicht in Betracht.

Das Schönſte in jener Zeit war die Freiheit, die wir Jungens genoſſen. Von der Schule abgeſehen — es gab keine Erzieherinnen, auch keine Hauslehrer — waren wir uns ſelber überlaſſen, und wenn es den Eltern im Hauſe zu toll wurde, dann hieß es: „Macht, daß ihr raus kommt.“ Von dieſer Erlaubnis machten wir einen großartigen, unvergeßlichen

Gebrauch. Wir beherrſchten die Straßen, wir Jungens der Langenſtraße bildeten eine Rotte für ſich, die nicht immer in ſehr gutem Einvernehmen mit den Jungens der Wokrenterſtraße, der Schnickmannſtraße oder der Strandſtraße ſtand. Es kam oft zu ſehr lebhaften Straßenſchlachten, ohne daß die Polizei dabei eingriff. Im Sommer wurde das herrliche „Abo, Bibo, Cellerlicker, Dodenkopp, Eierrühr, Fahnenſtaken, Grüt in 'n Grapen, Jungfer mit dei Neddelnadel uſw." geſpielt oder mitten auf dem Straßendamm Schlagball. Die Fuhrwerke und die Fußgänger kümmerten uns nicht viel, denn wir waren die Herrſcher, und die andern mußten uns ausweichen. Manch' Fenſterlein ging durch einen abirrenden Ball in Trümmer. Im Winter aber, da herrſchten wahrer Jubel und wahres Vergnügen. Jeder echte Roſtocker Jung hatte einen Pekſchlitten mit Pekhaken, Dinge, die man heute faſt gar nicht mehr ſieht, und auf dieſem Pekſchlitten ging es zu Vieren und Fünfen auf jedem Schlitten in ſauſendem Galopp die ſteilen Straßen zum Strande, vor allem die Schnickmannſtraße, hinunter mit „Zidah" und „Holt Bahn", ganz ſo wie es in dem unſterblichen Werke „Kaſper Ohm un ick" von John Brinckman, unſerm Roſtocker Landsmann, geſchildert iſt.

Ein ganz beſonderes Vergnügen bereitete uns Roſtocker Jungs die Anfertigung von ſogenannten Glitſchen, die ſich ſtraßenweiſe immer eine hinter der anderen herzogen und uns auf dem Weg nach und von der Schule ganz beſonders ergötzten. Dieſe Glitſchen wurden in vorzüglichem Zuſtande gehalten,

da man seinerzeit weder das Abfahren von Schnee noch das Bestreuen mit Asche kannte. Die schönste aller Glitschen befand sich auf der Terrasse des Eckhauses Lange- und Schnickmannstraße. Dazumal waren vor vielen Rostocker Häusern, ähnlich wie in Danzig, die Beischläge, erhöhte Vorbauten, zu denen man auf einer Treppe hinaufstieg und die mit einem eisernen Gitter wohlversehen waren. So war es denn auch für uns Jungs ein Leichtes, auf dieser Glitsche entlangzufahren und uns dann am Ende an dem eisernen Gitter festzuhalten. Das Ding ging naturgemäß ohne Jubelgeschrei nicht ab, so daß der Bewohner des Hauses, der alte, brave Rentier Hannemann, unsanft aus dem Nachmittagsschlaf gestört wurde. Wütend kam er heraus, angetan mit einem grauen Zylinder, damals pflegten die älteren Herren noch fast sämtlich schwarze oder graue Zylinder zu tragen, und verscheuchte uns von seiner Terrasse. Aber kaum hatte er die vor seiner Haustür befindliche Glitsche betreten, als er lingelang hinfiel, was bei uns um die Ecke der Schnickmannstraße flüchtenden Bengels die allergrößte Freude auslöste. Kinder waren schon damals vielleicht unbewußt grausam. Kaum hatte er sich den von dem Fall schmerzenden Körperteil gerieben und war ächzend wieder in sein Haus getreten, so fing auch unser Spiel wieder von vorne an. Diese Glitschen haben vielen Rostocker Einwohnern keinen besonderen Genuß verschafft, für uns Jungens aber waren sie einst das Hauptvergnügen des Winters.

Schnee und Eis gab es überreichlich. Wenn heute von Kälte geſprochen wird und jeder friert, ſo kann ich nur ſagen, daß wir in den ſiebziger Jahren teilweiſe noch viel ſtrengere Kälte hatten. Die Warnow ging im November zu und war kaum vor März offen. Einer Fahrrinne bedurfte es nicht, da die Schiffahrt im Oſtſeegebiet ſowieſo geſchloſſen war. So war denn das Eis der richtige Verbindungsweg ſowohl von der Stadt nach Gehlsdorf wie auch von der Stadt nach den an der Warnow gelegenen Dörfern. Da es noch keine Arbeitsloſenunterſtützung gab, ſo verdienten ſich die Fiſcher, viele Seeleute und andere brave Männer ihr Geld durch das Fegen der Warnow, das Herſtellen einer prächtigen Schlittenbahn, das Errichten von kleinen Buden etwa in Abſtänden von zweihundert Metern, in denen wärmende Getränke: Punſch, Grog uſw. verabreicht wurden. Tauſende und aber Tauſende belebten damals die Warnow als Schlittſchuhläufer. Mehrmals wöchentlich ſpielte die Militärmuſik auf dem Eiſe, man tanzte Quadrillen und vergnügte ſich in höchſt munterer und dabei immer anſtändiger Weiſe. Es war im allgemeinen noch nicht Sitte, daß auch das weibliche Geſchlecht — ich ſpreche vom Anfang der ſiebziger Jahre — Schlittſchuh lief, vielmehr wurden von den Fiſchern und Seeleuten auf großen Pekſchlitten Stühle der verſchiedenſten Art befeſtigt. Auf dieſe Stühle ſetzte man die Damen, die älteren und die jüngeren, wohl eingehüllt, und dann ſchob man ſie hinaus in ſauſendem Galopp auf der ſpiegelblanken Eisfläche. Ob damals ſchon das Schlittenrecht in Anſpruch

genommen wurde von dem Kavalier, das weiß ich allerdings nicht; ich weiß nur das, daß ich niemals ein Küßchen bekommen habe. Ich möchte hierzu bemerken, daß jenes heute so viel bemerkbare frühreife Sich-Annähern zwischen den beiden Geschlechtern gänzlich unbekannt war. Wir Jungens blieben grundsätzlich unter uns und betrachteten das andere Geschlecht als ein vielleicht unentbehrliches und notwendiges Übel, wobei der Ausdruck Übel wohl etwas zu stark ist. Aber wir dachten nicht daran, etwa die schutzlosen weiblichen Kinder mit Schnee zu bewerfen, wie man das später vielfach in rücksichtslosester Weise bemerken konnte. Ein Bummel auf den Straßen, vor allem in der Blutstraße, war gänzlich unbekannt. Tanzstunde gab es und zwar ganz offiziell, aber sie diente nur in ganz seltenen Fällen zum Schließen einer Freundschaft. Auch dort betrachtete man das weibliche Geschlecht nur als etwas, das zur Erlernung der Tänze nicht völlig entbehrlich war.

Im Winter verwandelten sich fast sämtliche Räderfuhrwerke in Schlitten. Alles, was vom Lande in die Stadt kam, fuhr auf häufig sehr altertümlichen Schlittengefährten mit lautem Schellengeläute und Peitschengeknall in die Stadt. Auch die Droschken, die damals schon sehr zahlreich waren, bis fünfzig an der Zahl, verwandelten sich zum größten Teil in sehr schöne, mit zwei Pferden bespannte Schlitten, bei denen die Fahrgäste vorne saßen, während der Kutscher auf einem erhöhten Hintersitz Platz nahm und von dort aus die Pferde lenkte. Eine solche Fahrt kostete auch in der inneren Stadt

einen halben Taler, was für damalige Verhältniſſe ſehr viel Geld bedeutete; aber das Vergnügen war um ſo größer. Ich erinnere mich noch der zahlreichen Schlittenpartien, die von größeren Geſellſchaften, vor allen Dingen von der Roſtocker Studentenſchaft, nach Doberan oder Warnemünde unternommen wurden. Hinaus ging es, oft vierundzwanzig Schlitten hintereinander, und endete mit einem fröhlichen Zuſammenſein und einem flotten Tanz. Die Koſten wurden liebenswürdigerweiſe nicht den Muſenſöhnen auferlegt, die ſchon damals nicht über ſehr reichliche Geldmittel verfügten, ſondern den Angehörigen der jungen Dame, die für eine ſolche Partie wohlbemerkt in Begleitung der Mutter eingeladen war.

Am Strande waren im Winterlager mehr als zweihundert, oft ſogar dreihundert Segelſchiffe, Schoner, Briggs, Barken, alle von Roſtocker Reedereien. Die Zahl der Schiffe war ſo groß, daß ſie nicht etwa breit, wie heute, an den Kais lagen, ſondern ſpitz, und zwar immer zwei Schiffe, durch Laufplanken miteinander verbunden, in einer Linie. Sehr intereſſierten uns Jungens die ſogenannten Gallionen, die oft von künſtleriſchen Handwerkern geſchnitzt waren und die Bilder unſerer Väter, gewiß hie und da etwas grotesk, wiedergaben. Die Stadt Roſtock verfügte damals über die größte Reederei der geſamten Oſtſee. Mehr als dreißig Schiffe lagen in der Bauzeit auf den Helgen. In der größten Blüte dieſer hölzernen Schiffahrt gab es ſiebenhundert Schiffszimmerleute bei uns. Wir betrachteten immer mit

beſonderem Erſtaunen das Zerſägen der großen Baumſtämme am Strande, bei denen der eine Führer der Säge oben auf dem Baumſtamm, der andere unten an der Erde ſtand, eine wirkliche Schwerarbeit, von der heute die meiſten Menſchen keine Ahnung mehr haben! Ein einzigartiges Schauſpiel bildete jedes Frühjahr die Eröffnung der Schiffahrt und damit das Auslaufen der geſamten Roſtocker Flotte. Wer kann ſich heute eine Vorſtellung von dieſen Hunderten und aber Hunderten von herrlichen Schiffen machen im vollſten Schmuck der Segel, beleuchtet von der Sonne, die Warnow hinabfahrend wie ein großes Vogelgeſchwader! Wie leuchteten die Augen der Seeleute, die hinaus in die Welt zogen! Wie leuchteten aber auch unſere, der Zurückbleibenden Augen voll Stolz auf das, was unſere Stadt Roſtock im Schiffsbau leiſtete und für den Welthandel beitrug! An Schönheit überwand jedes hölzerne Schiff den ſpäteren eiſernen Dampfer.

An Konditoreien gab es im damaligen Roſtock vier: Flint, Ecke der Breiten- und Langenſtraße, Wangemann in der Koßfelderſtraße, Lietze, Ecke Kiſtenmacher- und Johanniſſtraße, und Bock, genannt Mutter Bukſch, in der Grubenſtraße. Aber dort gab es weder Kaffee noch Tee noch überhaupt einen Stuhl, um ſich hinzuſetzen, ſondern es wurden nur einzelne Stücklein Kuchen, je vier auf einem Teller, verkauft, die man dann mitnehmen mußte. Kuchen gab es nur an Geburtstagen oder an beſonderen Feiertagen wie am grünen Donnerstag, an dem in keinem Roſtocker Haushalt der

Schwaanſche Kuchen fehlte. Die Bäckereien erzeugten damals ein wundervolles, mit der Hand gemachtes, mit goldgelber Kruſte verſehenes Sauerteigbrot, das ausgezeichnet ſchmeckte, aber nicht jenes Maſchinenbrot, wie es heute erzeugt wird, und beileibe nicht jene Unzahl von Kuchen, die heute an die Stelle des täglichen Brotes getreten ſind.

Ja, es waren ſehr glückliche Zeiten in ihrer Einfachheit und Beſcheidenheit. Vor jedem Hauſe des alten Roſtock ſtand eine Bank, und auf dieſer Bank verſammelten ſich des Abends Hausherr, Hausfrau, Kinder, Dienſtboten und plauderten unter ſich oder mit den Nachbarn. Viele Häuſer hatten auch noch ſchöne Gärten, von denen leider die meiſten der Induſtrie zum Opfer gefallen ſind. Auch hier hat die Stadt Roſtock manche Sünde begangen. Ich erinnere an den Howitzſchen Garten gegenüber dem jetzigen Stadttheater, an den wundervollen Wendhauſen'ſchen Garten in der St. Georgſtraße, an deren Stelle jetzt die denkbar häßlichſten Unternehmerbauten getreten ſind, und vor allen an den von Klein'ſchen Garten zwiſchen Barnſtorfer Weg und der Leonhardtſtraße. Ein entzückenderes Idyll als dieſen Garten mit ſeinen Trauerweiden, ſeinen kleinen Teichen und ſeinen lauſchigen Winkeln kann man ſich nicht denken! Was wäre das für eine Lunge der werdenden Großſtadt geworden. Aber damals kannte man noch keinen Blick in die Zukunft, ſondern man lebte ſozuſagen in den Tag hinein und gab ſich mit großen Geſichtspunkten nicht ab. So iſt denn das Grün aus Roſtock vielfach verſchwunden, und das, was wir heute mühſam an-

legen, koſtet unendlich viel mehr als das an Gärten gekoſtet hätte, was früher billig zu haben war.

Zu jener Zeit gab es in Roſtock noch keine Waſſerleitung, vielmehr ſtanden überall Brunnen, aus denen das nötige Waſſer entnommen wurde. Regnete es, dann waren die überall vorhandenen Rinnſteine eine wundervolle Quelle des Amüſements für die Roſtocker Jugend. Wenn ſich die Rinnſteine in Seen verwandelten, um ſo beſſer. Wir ließen dort unſere ſelbſt angefertigten Schiffe ſchwimmen, fanden aber im Waſſer auch noch andere für uns ſehr wertvolle Gegenſtände. Ecke Breite- und Langeſtraße befand ſich die Wieſe'ſche Schmiede, die mit ihrem offenen Feuer und den zahlreichen dort zu beſchlagenden Pferden eine ganz beſondere Anziehungskraft auf uns ausübte. Die überflüſſigen Nägel und was ſonſt dazu gehörte, wurden in den Rinnſtein geworfen, eine damals ziemlich allgemein ausgeübte Art und Weiſe der Entfernung unbrauchbarer Gegenſtände. So war es denn für uns eine Freude, aus dem Rinnſtein dieſe Gegenſtände wieder herauszubefördern und, wie man auf Plattdeutſch ſagt, „im Waſſer zu klarren". Unſere Hände wurden allerdings nicht beſſer und feiner dadurch, aber die Freude war groß.

Ein großes Ereignis war für uns Kinder ein in der Stadt oder der Umgegend ausbrechendes Feuer. Damals gab es noch keine ſtehende Feuerwehr, ſondern nur ganz wenige von der Stadt angeſtellte Feuerwehrleute, während die Hauptleiſtung von beſonders dazu gebildeten Spritzenkom-

panien, einer Art freiwilligen, getan werden mußte. Auch mein Vater war zeitweise Hauptmann einer solchen Löschkompanie. Um nun diese freiwilligen Hilfskräfte aus dem meist sehr tiefen Schlaf zu wecken, war es notwendig, den genügenden Lärm, den Feuerlärm, zu veranstalten. Zunächst stellte der Turmwächter der St. Marien-Kirche sein gemütliches Blasen ein „Die Stadt liegt noch in guter Ruh, in guter Ruh", und hängte nach der Richtung des Feuers eine rote Laterne aus. Das war das Signal, das von allen Wissenden sofort verstanden wurde. Die Nachtwächter zogen ihre gewaltigen Knarren hervor und drehten diese hundertfältig im Kreise, wodurch bereits ein sehr eindringliches Geräusch erzeugt wurde. Auch das Nachtwächterhorn ließ mehr oder weniger liebliche Töne erklingen. Dazu kam dann das signalisierte Militär mit den kleinen Trommeln, und bei ganz großem Feuerlärm erschienen die Schlachtergesellen, die das Privilegium hatten, eine große Trommel an das Tageslicht zu ziehen und auf dieser eine ganz gewaltige Schlagmusik ertönen zu lassen. Wenn man alle diese Geräusche miteinander vereinigt, so kam immerhin schon eine Art Schlachtmusik dabei heraus, durch die, wenn auch nicht jeder, so doch die meisten aus dem Schlafe geschreckt wurden. Die ersten auf der Feuerstelle waren naturgemäß die Rostocker Jungs. Wir kamen immer viel früher als die erste Spritze und sahen uns die oft gewaltigen Feuersbrünste ehrfürchtig an. Damals gab es viele gefüllte Kornspeicher, die naturgemäß der gegebene Herd für gewaltige Brände waren. Ich erinnere mich noch

des Brandes des Gamlin'ſchen Speichers an der Viergelindenbrücke, eines der größten Feuer, die ich je erlebt habe. Ganz gefährlich wurden dieſe Feuer durch die überall umherfliegenden, in Brand geſetzten Getreidekörner, die an den verſchiedenſten Stellen der Stadt zündeten. Allmählich kam dann auch die erſte und die zweite Spritze heran; aber es fehlte an den Mannſchaften, die ſich erſt in ihre Kleider werfen mußten. So griffen wir Jungs denn zu den Pumpen und pumpten gewaltig; ebenſo reichten wir von Hand zu Hand die Feuereimer. Alsdann kamen weitere Spritzen, ſchließlich auch die Polizei, die den Verſuch machte, den Platz in weitem Umfange abzuſperren; es blieb aber meiſtens bei dem Verſuch, da wir Jungs ſchlauer waren als die Poliziſten. Und ganz zuletzt, etwa eine Stunde nach Ausbruch des Feuers, kamen auch altertümliche Waſſerwagen, die an ſich eigentlich kaum noch irgendeinen Zweck hatten. Solange es keine Waſſerleitung gab, wurden die Schläuche in die Warnow gelegt. Da aber dieſe Schläuche meiſtens ſchon ſehr ramponiert waren und viele Löcher aufwieſen, ſo gab es auch ſchöne Springbrunnen, an denen wir Jungs uns gern ergötzten. Heute iſt dieſe Poeſie des Feuerlärms längſt geſchwunden, aber die Trommeln, Knarren, Tuthörner und alles, was dazu gehört, klingen immer noch in meinen Ohren, und mir iſt ſo, als müßte eines Tages wieder die große Schlachtertrommel ihren Wirbel anſtimmen.

Ja, es war eine ſchöne Zeit, an die ich in meinem Alter ſtändig, jeden Tag zurückdenke. Mir iſt immer noch ſo zu

Mute, als müßte ich mit meinem Torniſter den Weg zur Schule machen, Montags und Donnerstags von acht bis zwölf und zwei bis vier Uhr, Dienstags und Freitags von acht bis zwölf und zwei bis drei Uhr, Mittwochs und Sonnabends von acht bis zwölf Uhr, die Nachmittage waren frei, eigentlich aber nur der Mittwoch, denn am Sonnabend wurde von zwei bis drei oder für die ganz beſonders Intereſſierten von zwei bis vier Uhr nachgeſeſſen. Dabei verſammelten ſich aus den Klaſſen Sexta bis Tertia des Gymnaſiums und des mit der Großen Stadtſchule unter einer Direktion verbundenen Realgymnaſiums etwa achtzig Jünglinge, faſt immer dieſelben. Ich hatte vorſichtigerweiſe auf den Sonnabendnachmittag meine private Zeichenſtunde gelegt, bei einer Dame, die nun ſchon längſt der grüne Raſen deckt. Offiziell ging ich demnach am Sonnabendnachmittag zur Zeichenſtunde, in Wirklichkeit aber zum Nachſitzen. Freilich, meine Untaten kamen bei den Halbjahrszeugniſſen zutage und führten öfters zu unerquicklichen Szenen zwiſchen Vater und Sohn. Aber ſchön war es doch, ſehr ſchön, nie wiederkehrend, doch unvergeßlich!

Schuljahre in Roſtock
1870–1879

Mit dreidreiviertel Jahren war ich, wie bereits erwähnt, in den Kindergarten meiner lieben, unvergeßlichen Frau Ahlers eingetreten. Dort blieb ich bis Michaelis 1870. Von all den Kindern, die dieſe Vorſtufe zur allgemeinen Bildung beſuchten, wurden drei ausgewählt, zwei Mädchen und ein Knabe, um bereits in jungen Jahren Leſen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Ob dies pädagogiſch zweckmäßig war, will ich nicht entſcheiden. Der Knabe war ich, und ſo hatte ich mir bereits eine gewiſſe Fertigkeit in den genannten drei Fächern erworben, als ich in die dritte Vorſchulklaſſe der Großen Stadtſchule eintrat. Die drei Vorſchulklaſſen abſolvierte ich mit je einem halben Jahr, was damals, wo es noch keine ſtrengen Vorſchriften gab, durchaus möglich und keinesfalls vereinzelt war. Meine Lehrer, die mir noch auf das deutlichſte in Erinnerung ſtehen, hießen Matz, Brömſe, Schreiblehrer Schulz, Hennings, Kreutzer und als Rechenlehrer Brodersen. Sie ruhen alle von ihrer getreuen Arbeit aus, aber ihr Andenken ſteht feſt in meinem Herzen. Damals war es Sitte, daß jede Oſtern allgemeine öffentliche Prüfungen ſämtlicher Klaſſen der Großen Stadtſchule, demnach der Vorſchule, des Gymnaſiums und des Realgymnaſiums, vor Eltern, Geſchwiſtern und Freunden der Schule in der Aula ſtattfanden. Je ein oder zwei der Schüler mußten ein

Gedicht oder ein Stück in Prosa vom Katheder aus aufsagen. Das Schicksal wollte es, daß ich Ostern 1871 als Schüler der dritten Vorschulklasse aus der damals gebräuchlichen Fibel die Fabel vom Fuchs und den Trauben herzusagen hatte. Der Lehrer unterstrich mit Blaustift jedes Wort, das deutlich betont werden mußte. Diese Fibel befindet sich noch mit den unterstrichenen Wörtern in meinen Händen. Dies war das erste öffentliche Auftreten, dem seitdem noch sehr viele andere gefolgt sind. So kam ich denn mit sieben-dreiviertel Jahren in die Sexta des Gymnasiums, die von Dr. Kraushaar geleitet wurde, dem Herr Dr. Kipper, späterer Direktor unserer Großen Stadtschule, zur Seite stand. Es gab nur eine Sexta des Gymnasiums, die in zwei Abteilungen, einer älteren und einer jüngeren, von mehr als siebzig Schülern besucht war. Da es offenbar ein Fehler war, mich so früh in eine Klasse zu versetzen, in der namentlich im Lateinischen und in anderen Fächern gewisse Anforderungen gestellt wurden, so machte sich diese unrichtige Maßregel sehr bald bemerkbar. Statt aufzupassen und dem Unterricht zu folgen, betrieb ich allerhand Allotria, genau wie die meisten meiner Mitschüler, versagte vollkommen in den verschiedenen Disziplinen und erhielt nach einem halben Jahr ein Zeugnis, das zusammen mit den anderen Zeugnissen meiner Rostocker Schultätigkeit kurz vor meiner Verheiratung verbrannt wurde. Meine Mutter hielt es für richtig, der künftigen Gattin ihres Sohnes nicht mit Dokumenten zu kommen, die vielleicht ein schlechtes Licht auf das Vorleben

des künftigen Ehegatten werfen konnten. Kurz entſchloſſen nahm mich mein Vater nach nur halbjährigem Beſuch der Sexta Michaelis 1872 aus der Schule, und ich wurde zwei Jahre hindurch privatim im Elternhauſe unterrichtet. Meine Lehrer waren Sköllin, ſpäterer Rektor der Warnemünder Schule, Stahl, alsbald Profeſſor am Gymnaſium in Doberan, und der bereits erwähnte Rechenlehrer Brodersen. In dieſen zwei Jahren, in denen ich täglich drei bis vier Stunden Unterricht hatte, wurde ich geiſtig ganz außerordentlich gefördert und machte ſicherlich Fortſchritte in den verſchiedenen Fächern. Andererſeits aber ſollte ſich die Einſamkeit, in der ich im Unterricht gehalten wurde, ſpäter wiederum rächen, denn pädagogiſch iſt es ſicherlich zweckmäßiger, die Kinder gemeinſam als einzeln weiterzubilden. Nach beſtandener Prüfung kam ich Michaelis 1874 in die Quarta b des Gymnaſiums, die ich, nachdem ich einmal ſitzengeblieben war, Oſtern 1876 mit der Tertia b vertauſchen durfte. Von der Quarta b und deren Ereigniſſen iſt mir nicht viel in der Erinnerung geblieben. Ich war das, was man einen Durchſchnittsſchüler zu nennen pflegt, der ſich aber größere Entgleiſungen nicht zu Schulden kommen ließ. Man muß dabei bedenken, daß ich erſt zehn Jahre alt war, als in der Quarta bereits mit Griechiſch und Mathematik begonnen wurde, zwei Fächern, denen ich damals nicht in jeder Weiſe folgen konnte.

Als Lohn für die Verſetzung nach Tertia durfte ich meine Mutter auf vierzehn Tage nach Berlin begleiten, mein erſter größerer Ausflug in die Reichshauptſtadt. Wir wohnten bei

dem Schwager meiner Mutter, dem Oberbaurat Richard Lucae, der vor kurzem seine Gattin verloren hatte und sich recht einsam fühlte. Auch er sollte bald im besten Mannesalter schon 1877 von seinem Leiden erlöst werden. Nur allzu deutlich steht mir die schöne, künstlerisch eingerichtete, mit Gemälden und Skulpturen geschmückte Wohnung meines Onkels Lucae in der Viktoriastraße vor Augen. Freilich vollzog sich der Einzug in Berlin nicht ganz ohne einen Unfall. Meine Eltern hatten mir einen schönen Anzug bewilligt, den ich zur Probe am Tage vor der Abreise von Rostock angezogen hatte. Ich spielte im Hause meiner Brummerstaedtschen Verwandten, und ein tückischer Zufall wollte es, daß ich an einem mit Dornen versehenen Strauch mir ein großes Loch in die Jacke riß. Natürlich großer Schrecken! Da ich aber ähnliche Löcher bereits früher durch meine Nähkünste zugestopft hatte, so glaubte ich auch in diesem Falle, das ziemlich bedeutende Defizit mit Nadel und Faden wieder in einen besseren Zustand überführen zu können. Aber mit dieser Logik kam ich nicht weit. Schon auf der Reise von Rostock nach Berlin wurde von der Mutter die Untat entdeckt, und es folgte eine angemessene Strafpredigt. Indessen kann ich mit Genugtuung feststellen, daß ein gewandter Berliner Schneidermeister den Rock wieder in tadellosen Zustand versetzte. — Berlin war damals eine werdende Großstadt, zählte etwa achthunderttausend Einwohner und imponierte mir ganz gewaltig. Aufs deutlichste in Erinnerung sind mir die Pferdebahnen geblieben, insbesondere die mit zwei Pferden be-

ſpannte, mit einem Oberdeck verſehene der Linie Kupfergraben—Charlottenburg. Unzählige Male bin ich auf dieſer Pferdebahn hin und zurück gefahren und habe jedesmal dafür einen Groſchen, d. h. zehn Pfennige, geopfert. Auch der Zoologiſche Garten, der damals noch im Entſtehen begriffen und ziemlich weit vom Zentrum Berlins abgelegen war, machte einen großen Eindruck. Von daher ſtammt meine auch heute noch vorhandene Liebe zu den Tieren verſchiedenſter Art.

Die drei in der Tertia verbrachten Schuljahre gehören zu den ereignisreichſten, aber auch härteſten meines Lebens. Sie ſollten nicht ohne wichtige Folgen bleiben. Im erſten Jahr war Reuter, der ſpätere Roſtocker Elementarſchuldirektor, unſer Ordinarius, ein wohlwollender und gütiger Mann, der ſich für ſeine zweiundſiebzig Schüler, ebenfalls wieder in eine ältere und eine jüngere Abteilung getrennt, ſehr intereſſierte. Ein Gleiches kann ich von Lehrern wie Dr. Wrobel, der vor kurzem im wohlverdienten Ruheſtande eines Direktors der Großen Stadtſchule ſeine Augen geſchloſſen hat, von Timm, Kipper, Wollert, Dr. Strelitz, Götze ſagen. Die zwei weiteren Tertiajahre ſtanden unter dem Ordinariat von J. H. O. Kern, ſpäter bekanntgeworden durch ſeine weitverbreiteten Jugendſchriften. Kern hatte ſich beim Baden in Warnemünde einen Unfall zugezogen, der ihm das Gehen ſehr erſchwerte und erhebliche Schmerzen verurſachte. Infolge dieſer Schmerzen und aus manch anderen Gründen war Kern verbittert, und er ließ dieſe Bitterkeit

auch ſeine Schüler entgelten. So waren denn die beiden Jahre unter ihm für mich ſehr ſchwer, gewiß, am allermeiſten durch meine eigene Schuld, die ich in keiner Weiſe ableugne, denn ich war immer noch ein ſpieleriſches und wenig aufmerkſames Kind, aber ein etwas liebevollerer und gütigerer Lehrer hätte aus mir und den meiſten meiner Mitſchüler weſentlich mehr herausgeholt. Man kannte noch nicht die Einteilung in kleine Bänke für je zwei oder drei Schüler, vielmehr gab es nur lange Bänke für je acht bis neun Perſonen, die unmittelbar aneinander gereiht waren, ſo daß, wer in der Mitte ſaß, über die anderen Mitſchüler hinwegklettern mußte. Die beſten, das heißt der Gewalt des Lehrers am meiſten entzogenen Plätze waren die in der Mitte oder die auf der letzten, unmittelbar an die Wand gerückten Bank. Ich ſelbſt, das geſtehe ich in meinen Lebenserinnerungen offen ein, habe auf der erſten oder den folgenden Bänken nie geſeſſen, ſondern in den beiden letzten Tertiajahren ſo gut wie ausſchließlich immer auf der letzten. Wir Schüler, die wir auf das engſte zuſammenhielten, waren das, was man eine böſe Bande zu nennen pflegt. Es gab keine Untat, die wir nicht einzeln oder gemeinſam ausführten, kein Ärgernis, das wir nicht unſeren Lehrern bereiteten. Wir waren im wahrſten Sinne des Wortes grauſam und übten dieſe Tätigkeit in oft die Grenzen weit überſchreitender Weiſe aus. Es wird mir ſchwer, dies zu ſagen, aber es gehört ſchließlich zu meinem Lebensbilde. Am meiſten ſetzten wir unſerem griechiſchen Lehrer Götze zu, einem an ſich ganz prachtvollen, durchaus liberal denkenden Manne,

der von der Natur mit kurzſichtigen Augen bedacht war und daher das wenigſte von dem ſehen konnte, was wir an dummen Streichen ausübten. Auf dem Pfingſtmarkt kauften wir uns für billiges Geld kleine Spieldoſen, die wir in unſeren Taſchen verbargen und während des Unterrichts in lieblicher Weiſe erklingen ließen. Da dieſe Spieluhren von Hand zu Hand, von Taſche zu Taſche wanderten, ſo konnte der unglückliche Lehrer niemals entdecken, wer der eigentliche Urheber war. Noch ſchlimmer wurde es, als an die Stelle der an ſich harmloſen, aber nicht in einen Unterricht gehörenden Spieldoſen die Cricris traten, ſchlimme, ein greuliches Geräuſch machende Inſtrumente, die ſehr bald von der Polizei verboten wurden. Aber was kümmerte uns ein polizeiliches oder ein von der Schule ausgehendes Verbot, wenn wir nur unſere Streiche ausüben konnten. Wenn der geſchilderte Lehrer auf das Podium trat und die Schublade des Tiſches aufmachte, dann flogen unendlich viele Papierpfeile, von geſchickter Hand geſchleudert, auf das Katheder und füllten das Schubfach in allen ſeinen Teilen aus. Die vorderſte Bank wurde mit Kreide beſtrichen, da Herr Götze die Gewohnheit hatte, ſich beim Sprechen über die Bank zu lehnen. Dann hieß es plötzlich von allen Seiten: „Herr Götze, Herr Götze, Sie haben ſich ſchmutzig gemacht", und die ganze Klaſſe rückte mit Schwämmen, Papier, Taſchentüchern und ſonſtigen Gegenſtänden heran, um ihn wieder in einen glanzvollen Zuſtand herzurichten. Damals trugen die meiſten Lehrer noch Zylinder. Es machte uns eine diabo-

liſche Freude, in dieſe Zylinder hie und da ein wenig Sand zu füllen und die Wirkungen dieſer Füllung zu beobachten. Alles wirklich kindiſche Dummheiten, die ich heute bereue, die aber damals ein Charakterzug nicht nur von mir, ſondern auch von ſehr vielen meiner Mitſchüler waren. Kann man es da dem Ordinarius verdenken, wenn er, ſobald er von dieſen Streichen erfuhr, auf das härteſte mit uns verfuhr und wenn der allgewaltige Direktor der Großen Stadtſchule Dr. Krauſe wie ein Zeus mit Donnerſtimme vor uns hintrat und uns eine gottverlaſſene Geſellſchaft nannte, die die ſtrengſten Strafen verdiente. Vor Direktor Krauſe hatten wir, hatte die ganze Geſellſchaft einen ſehr großen Reſpekt, und ſo gab es doch wenigſtens einen, vor dem man Reſpekt hatte. Wie geſagt, in jenen Tertiajahren habe ich meinen Lehrern und meinen Eltern ſehr viel Kummer bereitet. Die Zeugniſſe, die ich nach Hauſe brachte, ſind ebenfalls rechtzeitig vor meiner Verheiratung verbrannt, aber aus dem Gedächtnis ſind die Vieren und Fünfen, ſind die unendlich vielen Nachſitzſtunden und gelegentlichen Karzerſtrafen nicht verſchwunden. Aber, um ein erfreuliches Bild jener Schulzeit zu erzählen, die Freundſchaft mit den Mitſchülern war ſehr groß. Wir hielten feſt zueinander, petzen gab es nicht, einer trat für den anderen ein, wenn es notwendig war.

An vier Häuſer der Stadt knüpfen ſich meine ganz beſonders engen Schulerinnerungen aus jener Zeit. Einmal an das Burchard'ſche Haus in der Hartenſtraße, heute „Herberge zur

Heimat". Die Harteſtraße gehörte damals zu den vornehmſten der Stadt. In ihr wohnten die großen Reeder und Getreidekaufleute. Man kann dies an den einzelnen Häuſern noch heute deutlich erkennen. Das Burchard'ſche Haus hatte einen großen Hof, der zum Spielen ſehr geeignet war, und eine große Anzahl von Kornböden und ſonſtigen Gebäulichkeiten, die uns für jegliche Art des Spiels Unterſchlupf boten. Am ſchönſten aber war der große Saal rechts vom Eingang, der heute in verſchiedene Zimmer verbaut iſt. In dieſem großen Saal befanden ſich allerlei intereſſante Ripsmöbel, große Sofas, Tiſche, Stühle und was ſonſt für einen Saal zur Einrichtung gehört. Die Fenſter konnten durch noch jetzt vorhandene dicht ſchließende Fenſterläden geſchloſſen werden. Das war ſo recht etwas für uns Jungs. Die Eltern Burchard hatten eine zahlreiche Nachkommenſchaft, und zu dieſer Nachkommenſchaft geſellte ſich noch eine Reihe auserwählter anderer Genoſſen, und ſo geſchah folgendes: Wir teilten uns in zwei Gruppen, die eine ſtand an der Wand, die andere an der Eingangstür. Dazwiſchen waren ſämtliche Möbel zu einer Art Barrikade aufgehäuft. Aldann wurden die Fenſterläden von außen dicht geſchloſſen, ſo daß eine völlige Finſternis herrſchte, und dann gings auf Kommando aufeinander los, die einen von der Wand, die anderen von der Eingangstür. Wenn dann dieſe Schlacht, die mit Händen und Füßen und mit allerlei ſonſtigen Schlaginſtrumenten durchgeführt wurde, zu Ende war und wieder Licht gemacht wurde, dann ſah es in dem ſchönen Burchard'ſchen Saal

allerdings herzzerreißend aus, wenigstens für die Hausfrau, die brave, unvergeßliche Frau Senator. Sie hat mich oft genug nach Hause geschickt mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand: „Friedrich Carl Witte darf mein Haus nie wieder betreten." Aber diese Zettel habe ich meinen Eltern nicht weiter vorgeführt, und in wenigen Tagen war ich doch wieder an Ort und Stelle. Zu jener Zeit pflegte man Untaten der Kinder ziemlich schnell zu vergessen.

Das Haus Friedrich-Franz-Straße 104, zu meiner Zeit der verehrten Frau Doktorin Karsten gehörig, trägt auch heute noch die Inschrift „Pax Huic Domui", Friede diesem Hause. An sich war es wirklich ein friedfertiges Haus, einstöckig, vornehm, mit wunderschönem Garten, wirklich friedebringend und friedebergend. Die früh verwittwete Frau Dr. Karsten führte mit ihren vier Kindern, drei Töchtern und meinem Schulfreunde Georg, der längst hochangesehener Professor auf einer der ersten deutschen Universitäten geworden ist, ein beschauliches Dasein. Aber die Mitglieder der Gymnasialtertia b waren für ein beschauliches Dasein nicht immer besonders geeignet. Wie bereits gesagt war das Haus einstöckig, nach dem breiten und geräumigen Boden führte eine eiserne Wendeltreppe, die als Trennung zwischen dem oberen und unteren Gebiet für kampfgewohnte Geister nicht ungeeignet erschien. Auf dem Boden befanden sich verschiedene Körbe mit Wäscheklammern, die als Wurfgeschosse altrömischer Art gut verwendbar waren. So traten denn etwa sechs bis acht kampfgewohnte Jünglinge bei Frau

Karſten an, ohne erſt danach zu fragen, ob ſie wirklich eingeladen und beliebt waren. Die Wäſcheklammern wurden in gerechter Weiſe verteilt, die eine Hälfte ſtand auf dem Boden unmittelbar an der Wendeltreppe, die andere Hälfte am unteren Teil beſagter Treppe, d. h. im Eingangsflur des Hauſes, und alsdann begann eine männermordende Schlacht, die durch die hin- und herfliegenden Wurfgeſchoſſe wirkſam unterſtützt wurde. Wenn dieſe Schlacht, die ohne einige Püffe niemals abging, beendet war, die Damen des Hauſes hatten ſich inzwiſchen in irgendeinen ſtillen Winkel geflüchtet, dann ſah es bös bei Karſtens aus, und der Wahlſpruch, der mir als ſpäterem Gründer der Ortsgruppe der deutſchen Friedensgeſellſchaft Roſtock eigentlich ſchon damals am Herzen hätte liegen ſollen, verlor ſeine Bedeutung vollkommen. „Pax Huic Domui". Inzwiſchen iſt der Friede eingekehrt, und die heutige Jugend beſchäftigt ſich mit anderen Dingen.

Gegenüber der Buchbinderſtraße befand ſich zu meiner Jugendzeit das Direktorialgebäude, ein ſchon damals nicht gerade im beſten Zuſtande befindliches Haus, das von dem Direktor der Großen Stadtſchule, dem Jupiter tonans Dr. Krauſe und ſeiner Familie bewohnt wurde. In dieſem Hauſe habe ich köſtliche Stunden verlebt, voller Achtung vor den Eltern, voller Freundſchaft mit den Kindern, vor allem mit meinem viel zu früh verſtorbenen Jugendfreund Ludwig Krauſe, dem ſpäteren hochangeſehenen Stadtarchivar Roſtocks und Landesarchivar. In dem geräumigen Garten, der einige ſchöne Bäume als beſondere Zierde trug, hatte Ludwig Krauſe mit

ſeinen Schickſalsgenoſſen eine ſogenannte Höhle errichtet. Eine Höhle war es eigentlich nicht, ſondern ein aus zwei Kammern beſtehendes Holzhaus, ähnlich den Wigwams der Indianer. Man muß wiſſen, daß wir Jungs damals ganz erfüllt waren von den Indianergeſchichten, vom Lederſtrumpf, vom Waldläufer, Conanchet, dem roten Freibeuter und wie alle die köſtlichen Bücher, die damals den Hauptſchmuck der Auslagen aller Buchhandlungen bildeten, heißen mögen. Der größte Teil der dummen Streiche, die wir gemacht haben, beruht auf der genauen Kenntnis des Inhaltes dieſer Indianergeſchichten, denn wir waren keine Erfinder, ſondern nur Nachahmer. Im übrigen leſe ich noch heute dieſe Bücher mit wärmſtem Intereſſe und verſetze mich in meine Kinderzeit, und ich bin davon überzeugt, daß ein Lederſtrumpf oder ein Waldläufer kein Unheil mehr anrichten wird. Dieſes Holzhäuschen hatte demnach zwei Räume, ein Eintrittsſtüblein und die eigentliche Verſammlungs- und Kriegsſtube, wohl ausgeſchmückt mit den künſtlichen Skalps der erlegten Feinde, mit den Tomahawks und auch mit der Friedenspfeife, die gelegentlich im Kreiſe herumging, gefüllt mit der Ausleſe der deutſchen Wälder. Den Squaws, d. h. den weiblichen Weſen, war der Eintritt in dieſe geheiligten Räume verboten. Papuſen, d. h. Kinder, gab es für uns damals nicht. Wir fühlten uns immerhin ſchon als Jünglinge, ohne aber nach den Backfiſchen zu ſchauen. Schlimmer wurde die Sache, wenn wir zu Pfeil und Bogen griffen und nicht nur nach irgendeinem hölzernen Ziel, etwa nach einem Adler, ſchoſſen,

ſondern uns menſchliche Weſen zum Ziele nahmen. Viel ſchlimmer noch war der Gebrauch des damals üblichen, allerdings polizeilich verbotenen Herkulesbogens, eines kleinen rechtwinkligen Holzſtückes mit Gummiſchnur und Schrotkugeln, die ſehr viel Unheil anſtifteten, wenn der Schuß traf; glücklicherweiſe traf er nur ſelten. An dieſe Höhle habe ich die allerſchönſten Erinnerungen, ebenſo wie an meine Jugendfreunde Ludwig Krauſe, Ludwig Pinkernelle, Werner Flint, Köwe und wie ſie alle heißen mögen. Sie ruhen in Frieden, aber in meinem Gedächtnis ſind ſie lebendig geblieben.

Das vierte Haus, das mir innigſt ins Herz geſchrieben iſt, war die Bencard'ſche Villa, Wallſtraße 2, heute vollkommen umgebaut und in ihrem Äußeren verändert. Die Bencard'ſche Familie gehörte zu den angeſehenſten der Stadt Roſtock und war mit dem Witte'ſchen Hauſe eng befreundet. Vor ihr lag der Roſengarten, der damals noch durch den ſogenannten Krumbiegel, eine krumme, zum Friedrich-Franz-Bahnhof führende Straße, in zwei Teile geteilt war. Der Roſengarten diente für die Jugend als äußerſt wichtiger Platz zum Drachenſteigen. Dieſe Drachen, oft zwei Meter und mehr groß und mit einem viele Meter langen, äußerſt komplizierten Schwanz geziert, gehörten zu den wichtigſten Spielen und Unterhaltungen der damaligen Zeit. Je größer der Drachen, je beſſer er in der Luft ſtand, um ſo geehrter war ſein Beſitzer und um ſo bewundernder ſchauten wir zu ihm auf. An der Spitze ſtand mein Freund Heinrich Bencard, der nun

auch ſchon lange den ewigen Schlaf ſchläft und auf der Schule ungefähr ſo war wie ich, aber in der Kunſt des Drachenanfertigens und -Steigenlaſſens war er uns allen über, und ſo trug er nicht nur damals, ſondern auch ſpäter den Ehrennamen des Drakenheine.

Die Schüler, von der Tertia angefangen bis zur Oberprima, hatten die Erlaubnis, während der Zwiſchenſtunden auf dem Wall ſpazieren zu gehen, d. h. auf dem Oberwall, denn die Promenade vor der jetzigen Poſt gab es damals noch nicht. An deren Stelle befand ſich ein tiefer aus der Feſtungszeit herrührender Graben, ähnlich wie die heutige Teufelskuhle, nur faſt ohne Waſſer, ganz und gar mit Klettenſtauden beſtellt, die ebenfalls als Wurfgeſchoſſe außerhalb und innerhalb der Unterrichtsſtunden häufige Verwendung fanden. Freilich gab es auch als gelinde Strafe vielfach Hofarreſt, d. h. man durfte während der Zwiſchenſtunde nicht draußen wandeln und Räuber und Soldat ſpielen, ſondern man mußte auf dem Hof verweilen. Unſer Schulhof war früher viel geräumiger, als er heute iſt; es gab ja noch nicht die Turnhalle mit der Aula, ſondern nur die Gemeindeſchule, es gab auch keine Baracken, ſondern nur ein in der Mitte ſtehendes, gewiſſen menſchlichen Zwecken dienendes Häuslein. Aber auch an dieſes Häuslein knüpfen ſich allerlei Erinnerungen. Im Winter fiel ſehr viel Schnee, der weder von der Straße noch von dem Schulhof entfernt wurde, und Schnee dient wie bekannt, auch heute noch, neuerdings ſogar den Mädchen, zum Schneeballen. So gab es denn in den Zwiſchenpauſen Schnee-

ſchlachten allererſten und manchmal auch allerernſteſten Ranges zwiſchen dem Gymnaſium und dem Realgymnaſium; nicht als ob dieſe beiden Schulen ſich etwa feindlich geſinnt geweſen wären wie die Griechen und die Trojaner. An ſich waren ſie miteinander befreundet, aber jede Gelegenheit, ſich zu bekämpfen, wurde gern benutzt. Solange es bei dem Schneeballwerfen blieb, war die Sache noch ganz gut, aber hinterher folgte regelmäßig ein gewaltiger Kampf. Ich ſehe noch die vielen Hunderte von Fäuſten in der Luft herumwirbeln. Die Kämpfe um das beſagte Häuschen, bei der die eine Partei oder die andere Partei hinausgedrängt wurde, und die allerſchwerſten Schlachten wurden nach Schulſchluß, d. h. nach zwölf Uhr, ausgeführt, bei denen es ohne blaue Flecken im Geſicht, zerriſſene Kragen und vielfache Löcher im Zeug niemals abging. Weder die Lehrer noch die Eltern konnten in dieſer Hinſicht viel machen. Zwar erſchien hie und da ein Aufſicht führender Lehrer mit dem Zylinder, der damals allgemeine Tracht war. Aber ein ſolcher Zylinder war das prächtigſte Ziel für die Schneebälle, und ſo verſchwanden denn dieſe Kopfbedeckungen mit ihren Trägern immer ſehr bald. Wer denkt heute noch an ſolche Schneeballſchlachten! Mir aber ſind ſie eine unvergeßliche Erinnerung. Drei Jahre bin ich in der Tertia b geweſen, da es mit den Wiſſenſchaften nicht vorangehen wollte. Mein Vater gab mir einen ſehr tüchtigen Hauslehrer, in der Perſönlichkeit des ſpäteren Berliner Schulrats Dr. Richard Lorenz, eines tüchtigen, außerordentlich gewiſſenhaften Roſtocker Studen-

ten. Aber auch ſein Einfluß war kein beſonderer und konnte es auch nicht ſein, da wir eben alles in allem eine Raſſelbande waren und blieben. Treu hielten drei Jahre in der Tertia mit mir aus meine lieben Mitſchüler Walter Nitze, ſpäter ein bekannter Opernſänger, und Paul Friedrichſen, deſſen kaufmänniſcher Weg nach Sumatra führte. Einer allerdings, ich möchte ſeinen Namen nicht nennen, hat es noch weiter gebracht als wir, denn er blieb drei Jahre in der Roſtocker Gymnaſialtertia und weitere eineinhalb Jahre in der gleichen Klaſſe in Bützow. Er brachte es auf viereinhalb Jahre Tertia, iſt aber trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ein ſehr tüchtiger Rechtsberater geworden. Die Verhältniſſe drängten zur Entſcheidung. Meine Eltern erkannten ſehr richtig, daß es für meine künftige Entwicklung — und ſchließlich ſteckte doch noch immer ein guter Kern in mir — unmöglich war, auch nach der mühſam errungenen Verſetzung nach Unterſekunda, auf meinem letzten Roſtocker Zeugnis hatte ich ſogar eine Eins im Latein und in der Geſchichte, auf der Großen Stadtſchule zu bleiben. Das war eine Unmöglichkeit nicht nur für mich, ſondern für die meiſten meiner prächtigen Tertianerfreunde. So gab es denn damals ſo etwas wie eine Revolution oder ſagen wir beſſer eine Sprengung. Viele von meinen Kameraden verließen die Schule; die einen, um ſofort ins Leben zu treten, die anderen, um in Demmin, Neubrandenburg, Putbus und ähnlichen wohlbekannten Anſtalten ihr Heil weiter zu verſuchen. Auch ich ſollte urſprünglich auf das Alumnat nach

Putbus auf Rügen kommen. Ein gutes Geſchick hat mich davor bewahrt. Mein Onkel, Bernhard Schmitz, Profeſſor der neueren Sprachen in Greifswald, übrigens ein Original im beſten Sinne des Wortes, hatte auf dem Philologen-kongreß in Stettin Profeſſor Junghans, den Mathematiker am Stadtgymnaſium der pommerſchen Hauptſtadt, kennen gelernt. Er empfahl auf das dringendſte, mich dieſem Manne und ſeiner Gattin anzuvertrauen. So iſt es gekommen, daß meine Wege mich Oſtern 1879, etwa vierzehndreiviertel Jahre alt, nach Stettin führten. Ein ſchwerer Entſchluß für meine Eltern, für mich aber der Weg zur Umwandlung und zum Heil!

Da die Überſiedlung nach Stettin verhältnismäßig ſchnell gekommen war, ſo wurde beſchloſſen, daß ich vorher, das heißt Oſtern 1879, noch eingeſegnet werden ſollte. Da nur noch drei Monate Zeit dafür waren, erhielt ich zunächſt Privatſtunden in der Religion bei Paſtor Siegert von der St. Jakobi-Kirche. Paſtor Siegert war ein ernſthafter, dabei freundlicher Mann, der mich in alles, was zu einer Ein-ſegnung notwendig war, mit Güte einführte. Freilich waren meine Kenntniſſe damals nicht beſonders groß, ſo daß mir ein Fall vor allem in der Erinnerung geblieben iſt. Paſtor Siegert fragte mich nach den Feſttagen vor Oſtern. Ich nannte ihm zunächſt den Karfreitag. Er wünſchte aber mehr zu wiſſen, und ſo nannte ich den Grünen Donnerstag. Aber auch das genügte dem Herrn nicht, und ſo nannte ich denn nach langem Nachdenken und Zögern den Blauen Montag

als einen besonderen Festtag. Selten habe ich einen ernsten und beschaulichen Mann so laut lachen hören wie Pastor Siegert in diesem Falle, ohne daß ich mir den Grund recht erklären konnte, denn ich hatte keinen Witz machen wollen, sondern ich glaubte, daß der Blaue Montag tatsächlich ein von der Kirche anerkannter Festtag sei, und habe erst durch das Gelächter meines Lehrers erkennen müssen, daß dem nicht der Fall war.

Das erste Geschenk, das ein angehender Schulknabe oder ein angehendes Schulmädchen als das unentbehrlichste betrachtete, war der Regenschirm. Man kannte früher weder Regenmantel noch irgendeinen anderen Schutz als den Wintermantel. Hier und da tauchten auch Galoschen auf, die aber nicht sehr beliebt waren. Dagegen war der Regenschirm völlig unentbehrlich. Es war nicht Sitte, auf den Korridoren der Großen Stadtschule Überzieher, Hüte oder Regenschirme aufzubewahren, sondern die Riegel bzw. die Ständer befanden sich in den Klassen. Man stelle sich nun vor, eine Klasse von zweiundsiebzig Zöglingen bei Regenwetter, alle mit Regenschirmen, in Summa demnach zweiundsiebzig, bewaffnet, sämtliche Regenschirme von Wasser triefend, entweder aufgespannt, was einen besonders merkwürdigen Anblick darbot, oder in Schirmständern, die meistens sehr wacklig waren. Die Luft war nicht paradiesisch zu nennen, aber es gehörte sich nun einmal so, und niemand trennte sich von seinem unentbehrlichen Regenschirm.

Besonders charakteristisch für die damalige Zeit war die Be-

kleidung, die gerade für das jugendliche Alter sehr unjugendlich war. Kurze Hosen im heutigen Sinne kannte man kaum. Man trug von dem Augenblick an, da die für beide Geschlechter gleiche Kleidung abgetan war, also ungefähr vom dritten Lebensjahre an hohe Stiefel, sogenannte Strippstiefel, ähnlich wie die Militärstiefel, die mit einem Ruck durch die Strippen hochgezogen werden konnten. Dann begann sofort das Beinkleid, das sich an die Stiefel anschloß, so daß von Strümpfen oder den damals völlig unbekannten und unerlaubten nackten Knien nichts zu sehen war. Vom Eintritt in die Tertia an, das heißt vom elften, für mich vom zehnten Lebensjahre an, waren lange Hosen, die über die Stiefel hinübergingen, Vorschrift und zwar mit Ausnahme des Sommers, in dem gelegentlich weiße Turnhosen getragen wurden, schwarze oder zum mindesten dunkle Beinkleider. Wehe dem, der es versucht hätte, mit kürzeren Hosen in die Tertia einzutreten, er wäre jämmerlich verprügelt und hätte niemals wieder den Versuch gemacht, wider den Hosenstachel zu löcken. Über dem Beinkleid trug man eine hochgeschlossene dunkle Weste mit einem kleinen schwarzen Schlips und dann ein dunkles Jackett, das von Tertia oder spätestens von der Sekunda an durch einen Rock mit Langschößen abgelöst wurde. Einen kragenlosen oder entblößten Hals kannte man nicht, er wäre auch sofort von Lehrern und Schülern auf das strengste gerügt.

Eine Szene, die sich auf Bekleidung bezieht, ist mir unvergeßlich im Gedächtnis haften geblieben. Es war um das

Jahr 1880. In der Vorderreihe zu Warnemünde ſchritt ein älterer Herr, ſehr beleibt, recht unbeholfen auf den Füßen, geſtützt auf einen Knotenſtock und gekleidet in das damals völlig unbekannte engliſche Sportkoſtüm mit Knickerbockers. Der Anblick war ſicherlich originell. Aber das Drolligſte war, daß hinter ihm in ähnlichem unſicherem Schritt die geſamte Warnemünder Schuljugend, etwa zweihundert an der Zahl, einherging, lautlos, immer auf die Knickerbockers ſtarrend und dadurch zum Ausdruck bringend, daß ſich hier etwas völlig Neues und Unerhörtes ereignete. So ging dieſer ſtumme Zug, der alte Herr voran, die Jugend hinterher, über die Vorderreihe nach der Mole. Dort kehrte er um und löſte ſich in der Gegend des Leuchtturms auf. Alles war ſprachlos, denn nun begann eine neue Zeit, die wir ja genugſam, was die Bekleidung anbetrifft, kennen.

Ich ſprach vorhin von Turnhoſen. Ein ehrenvolles Gedächtnis iſt unſerm lieben Turnlehrer Louis Baum, einem thüringiſchen Achtundvierziger, gewidmet, der, ein begeiſterter Anhänger des Turnvaters Jahn, uns einmal in der Woche Mittwochs eine Stunde lang in die Geheimniſſe des Turnens einweihte, aber beileibe nicht etwa alle Schüler, denn der Turnunterricht an der Roſtocker Stadtſchule war fakultativ, nicht obligatoriſch, ſo daß ſich höchſtens ein Drittel der Schüler daran beteiligte. Irgendwelche Wanderungen waren gänzlich unbekannt, und frei gab es auch nicht an der Roſtocker Stadtſchule, am wenigſten gab es Hitzeferien, obgleich die Hitze damals öfter unerträglich war.



„Mir und mein Hund kennt jeder"
Leo, Friedrich Carl Witte, 6jährig



Annemarie Witte, 4jährig; Friedrich Carl Witte, 10jährig

U. B.
Rostock



Annemarie Witte, 8jährig; Friedrich Carl Witte, 14jährig



Professor Ferdinand Junghans

U. B.
Rostock

Der Rostocker Pfingstmarkt in meiner Jugendzeit

Rostocker Pfingstmarkt, welch ein köstliches Wort, welche Jugendklänge, welche frohen Stunden erwachen in meiner Erinnerung! Freilich, der Rostocker Pfingstmarkt der Jugendjahre, also etwa im Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, war etwas ganz anderes wie das, was man heute mit diesem Namen bezeichnet. Heute ist der Pfingstmarkt, um mich einmal offen auszusprechen, im großen und ganzen nichts anderes wie ein Rummelplatz, ein Ort, um wahllos Geld auszugeben und, was schlimmer ist, um unbewußt einen großen Teil ehrsamer Rostocker Geschäftsleute zu schädigen. Früher aber war es eine Messe, zu der oft von weit her wirkliche Kaufleute kamen und mit Gegenständen handelten, die im gewöhnlichen Dasein, wenn überhaupt, nur mit teurem Gelde zu beschaffen waren. So kamen Kaufleute mit feinen Offenbacher Lederwaren, mit erzgebirgischen Spitzen, mit Bielefelder Leinewand, mit Schuhen, die zum erstenmal maschinenmäßig hergestellt waren. Weiter erschienen die Verkäufer mit echtem, aber wirklich echtem und nicht verstaubtem Braunschweiger Honigkuchen. Auch die Kaiser'sche Bude mit den Spritzkuchen war schon vor fünfzig Jahren zur Stelle, und exotische Früchte tauchten auf, darunter die ersten Apfelsinen, die ursprünglich eine große Kostbarkeit waren. Meine Mutter hat mir oft

U. B. Rostock

erzählt, daß dieſe erſten Apfelſinen mit vier Schillingen das Stück bezahlt und an die damals noch verhältnismäßig zahlreichen Wöchnerinnen als erſte Gabe nach der Geburt eines Kindes geſchenkt wurden.

Beſonders wichtig war der Roſtocker Pfingſtmarkt für die jüdiſchen Kaufleute, die bis 1869 weder ein Niederlaſſungsrecht noch ein Verkaufsrecht in der Stadt Roſtock beſaßen. Nur für den Pfingſtmarkt war eine Ausnahme gemacht. Zu dieſem Markt, der am zweiten Pfingſttage begann und am zweiten Sonntage nach Pfingſten beendet war, durften die iſraelitiſchen Kaufleute mit ihren Waren erſcheinen, allerdings unter der Bedingung, daß ſie vierundzwanzig Stunden nach Schluß des Marktes unbedingt Roſtock zu verlaſſen hatten. Wer das nicht tat, wurde ohne Gnade — Roſtock beſaß damals noch das volle Ober- und Niedergericht — in die Schreiberei, plattdeutſch „Schriewerie" genannt, ein uraltes, Ecke Ziegenmarkt und An der Marienkirche gelegenes Gebäude, eingeſperrt. Auf wie lange, das war Sache des betreffenden Dezernenten.

Man erzählt ſich aus jener Zeit ein köſtliches Geſchichtchen von dem auch heute noch unvergeſſenen, höchſt originellen Roſtocker Bürgermeiſter Bencard, ein Name, der leider auch zu den vielen ausgeſtorbenen oder wenigſtens aus Mecklenburg verſchwundenen Geſchlechternamen gehört. Eines Tages, um die Weihnachtszeit herum, kam der Gefängnisdiener Lange, auch ein Original, zum Bürgermeiſter Bencard und redete ihn alſo an: „Verzeihn Sei, Herr Bürgermeiſter, ick

hew noch wat tau seggen." „Na, wat hewn Sei denn tau seggen, min leiw Lang?" „Je, Herr Bürgermeister, wat maken wi blot mit den Jud?" „Mit wat vör 'n Jud?" fragte etwas erstaunt der Bürgermeister. „Na, mit den Jud, den Sei to Pingsten in de Schriewerie insparrt hewn, wil hei nich tidig nog ut Rostock wedder rut kamen is." „Sidd de Jud noch?" sagte ganz erstaunt und beinahe erschrocken der Bürgermeister. „Ja, dei sidd noch", die klassische Antwort des Polizeidieners. „Sei hewn ja nich seggt, dat hei wedder rut kann." Der Bürgermeister kratzte sich hinter den Ohren, und nach kurzem Überlegen sagte er: „Ick will Sei mal wat seggen, min leiw Lang. Wenn Sei hüt abend in dei Schriewerie gahn un em dat Eten bringen, denn lat'n Sei mal de Dör 'n lütt beten apen un denn söll'n Sei mal seihn, wat passiert." Am andern Morgen kam glückstrahlend der Polizeidiener Lange wieder zum Bürgermeister Bencard. „Herr Bürgermeister, Herr Bürgermeister!" „Na, wat is denn los?" „Dei Jud is weg." „Na, seihn Sei, min leiw Lang, hew ick Sei nich 'n goden Rat geben? Nu sünd wi disse oll häßlich Geschicht mit ein'n Slag wedder los."

Von Bürgermeister Bencard stammen übrigens noch andere nette Geschichten, die man der Vergangenheit entreißen sollte. Rostock hatte ursprünglich wie alle Städte nur ein einziges Pflaster, oder was man so nennen will, das heißt keinen Unterschied zwischen dem Fahrdamm und dem Bürgersteig. Bürgermeister Bencard ist der erste gewesen, der das Trottoir,

plattdeutſch Trüttewor, bei uns eingeführt hat, was naturgemäß für die ehrſamen Bürger der Stadt etwas ganz Neues war. Aufgeregt und ſchweißtriefend kommt eines ſchönen Morgens zum Bürgermeiſter ein Roſtocker Einwohner: „Herr Bürgermeiſter, ick möt mi bi Sei as Richter up das irnſthafteſte beklagen. Gah ick dor up dat niege Trüttewor, dat Sei doch egens to 'n Schutz vör de Börger anbefahlen hewn. Dor kümmt dor ſo 'n Kirl, dat mag wol 'n Glaſergeſell weſt ſin, un ſtöt mi midden vör de Boſt, ſo dat ick binah henfollen bün un groten Schaden an Liew un Seel har hewn künnt." „Je min oll leiw Fründ", ſagt der Bürgermeiſter, „worüm gahn Sei denn up dat Trüttewor? Dor is ja de ſchöne Pierſtrat, wo ſo väl Platz is un wo Sei kein Minſch ſtöten deit." „Sei hewn recht, Sei hewn recht, Herr Bürgermeiſter", war die Antwort, „ick dank Sei ok veelmals." Wenige Minuten ſpäter kommt haſtig ein Zweiter die Treppe hinauf und in das Amtszimmer des Geſtrengen geſtürzt. „Herr Bürgermeiſter, Herr Bürgermeiſter!" „Na, wat hewn Sei denn, mien Söhn? Setten ſick doch 'n Ogenblick hen un beruhigen Sei ſich. Na, wat is denn los?" „Ja, dat will ick Sei ſeggen. Ick gah ganz ruhig un gehorſam. ſo as ſick dat gehürt, up denn Damm, wo Pierd un Wagen ſick upholten, un dor mit eenen Mal kümmt ſon 'n Wagen up mi to rennt, un dat Pierd ritt mi den ganzen Armel von minen niegen Antog ritzeratze intwei, un wer ſall nu denn Schaden betalen?" „Aewer mien leiw Fründ, worüm gahn Sei denn ok up de Pierſtraat? Dor hewn Sei jo gornix mihr

tau söken. Ick hew jo eigens för de Börger dat niege Trüttewor makt, un dor watt kein Pierd kamen un sei den Antog intwei rieten. Also, in Taukunft gahn Sei nu ümmer, as sick dat hürt, up dat niege Trüttewor." „Sei hewn sihr recht", war die Antwort des Bürgers, „ick dank Sei ok veelmals", und raus war er. So lebte man damals sehr ruhig in unserer Vaterstadt und freute sich der städtischen Autorität seines guten Bürgermeisters.

Köstlich waren auf dem Pfingstmarkt die verschiedenen musikalischen Veranstaltungen, die in ganz anderer Weise ihre Lieder und Gesänge und Instrumente ertönen ließen, wie dies heute der Fall ist. Auch die Abgaben dafür waren lange nicht so hart wie jetzt. Die überall anzutreffenden Orgeldreher hatten meistens eine mehr ältere als jüngere Frau bei sich, die mit lauter Stimme die neuesten Lieder erschallen ließ, die man auch für einen Schilling, gleich sechs Pfennige, das Stück sauber gedruckt kaufen konnte. Mir klingt immer noch in den Ohren das herrliche Lied von „Mein Liebchen wohl unter dem Rebendach". Ganz besonders klangvoll wurde die Sache, wenn noch eine Trompete hinzutrat und somit Leierkasten und Trompete sowie die Frauenstimme sich zu einem lieblichen Trio verschmolzen. Fast an jeder Straßenecke fand sich eine kleine Musikkapelle aus fünf bis sechs Mann bestehend zusammen, die morgens um sieben Uhr mit einem Choral begann und dann den Schauplatz ständig wechselnd bis in die Abendstunden hinein ihre Melodien ertönen ließ. Allerdings geschah dies nicht nur

um des Ergötzens der Zuhörer halber, d. h. aus reinem Idealismus, ſondern es mußte Geld eingeſammelt werden, und um dieſes Amt mit Nachdruck zu betreiben, verſchwanden von den fünf Muſikern nach und nach vier in den benachbarten Häuſern und zwar immer gerade die wichtigſten, die melodieführenden Inſtrumente, ſo daß am Schluß nur der große begleitende Baß übrigblieb, der aber ſeelenruhig ſein „Dott, dott — dott, dott" unter allgemeiner Heiterkeit fortſetzte. Dieſe Baßklänge tönen mir ſtändig in den Ohren, wenn ich an meine Kindheit zurückdenke.

Regelmäßige Erſcheinungen auf dem Roſtocker Pfingſtmarkt waren damals die großen mit ihrer Weltberühmtheit beginnenden Zirkuſſe von Salamonski und Renz, Namen, die auch heute noch ihren Klang nicht verloren haben. Auf dem Bauhof am Strande, der heute noch vorhanden iſt, beſaß die Stadt Roſtock ein eigenes ſtädtiſches Zirkusgebäude, das für die damalige Zeit durchaus geräumig, ſogar ein bißchen opulent ausgeſtattet war. Zu den Nachmittagsvorſtellungen erſchienen meiſtens die Kinder in Begleitung der Erwachſenen, abends aber füllte ein ſogenanntes vornehmes Publikum die Logen und die Sitzplätze, allen voran die Landherren mit ihren Damen, die zu dieſen Vorſtellungen in vierſpännigen Wagen erſchienen, ein außerordentlich intereſſantes und anziehendes Bild. Freilich koſtete ſo ein Logenplatz bis eineinhalb Taler, der Sperrſitz einen Taler, der erſte Platz einen halben Taler und der zweite Platz immerhin ſechzehn Schillinge gleich eine Mark. Nicht wie heute ſtellte der Zirkus

ein Varieté dar von allen möglichen Schauſtellungen, ſondern Salamonski und Renz führten wundervolle Pferde vor, die auf das ſchönſte nach den verſchiedenſten Schulen zugeritten waren, außerordentlich tüchtige Herrenreiter, Damen, die ihre Sache verſtanden, und dazwiſchen dann ausgezeichnete Clowns, die ihre Kunſt weit beſſer und namentlich weit vornehmer betrieben, als dies heute der Fall iſt. Den Schluß bildete immer ein großer Umzug des geſamten Perſonals und der ſämtlichen Pferde. Das war wirkliche Zirkuskunſt im beſten Sinne des Wortes. Das Zirkusgebäude iſt dann ſpäter abgebrannt und leider nicht wieder erneuert worden.

Unter den Schaubuden intereſſierten uns Kinder vor allen Dingen die regelmäßig vorhandenen Menagerien mit oft ſehr ſchönen und gewaltig dreinſchauenden Tieren. Freilich gelang es auch einmal einer Schlange, aus ihrem Behälter zu entſchlüpfen und in die benachbarte Warnow zu gelangen, wodurch große Aufregung in Roſtock entſtand, denn an eine Seeſchlange war man zwar von den Zeitungen her im Sommer regelmäßig gewöhnt, aber nicht in Wirklichkeit. Unſeren braven Fiſchern iſt es dann gelungen, dieſe Seeſchlange wieder lebendig aufzufiſchen und dem urſprünglichen Beſitzer abzuliefern. Weiter waren dort Affentheater, die ganz Vorzügliches leiſteten. Dann Buden mit allerlei mechaniſchen Vorführungen, den neueſten Schlachten aus dem ſiebziger Kriege, dem Brand von Chicago, reizenden kleinen Eiſenbahnen, die durch Tunnels fuhren, ſchönen Beleuchtungen und

vielem anderen. Weiter gab es Buden mit Geiſtererſcheinungen und allerlei Zaubervorführungen, Bergwerke, Glasbläſereien. Alles in durchaus guter Form, denn die Eintrittspreiſe waren hoch, und für uns war es ein Geſchenk unſerer Eltern, wenn wir nach voraufgegangenem halbwegs ſittigem Betragen einen Blick in dieſe Herrlichkeiten werfen durften. Auch für das Hausperſonal und die Arbeiter der väterlichen Fabrik war der Pfingſtmarkt etwas ganz Beſonderes, denn dann gab es ſowohl für unſer Hausperſonal wie für unſere Arbeiter einen ganzen freien Nachmittag, und außerdem gab es für jeden und jede einen harten Taler, damit der Familienvater mit ſeinen ſämtlichen Angehörigen an den Genüſſen des Marktes teilnehmen konnte, denn damals kannte man noch keinen Urlaub für Nachmittage des Alltags. Am Sonntag nach Eröffnung des Marktes kamen die Töpfer zum ſogenannten Pötterſünndag, am Montag darauf die Bauern zum Bauernmontag. An beiden Tagen ging es hoch her, und das Tanzen begann bereits um ein Uhr mittags in ſämtlichen geeigneten Lokalen. Ja, am Donnerstag erſchienen ſogar die Herren Paſtoren zu einer Konferenz, dem Paſtorentage, und es heißt, daß auch dieſe wirklich geſtrengen Herren einen Gang über den Pfingſtmarkt nicht verſäumt haben. Warum ſollten ſie auch, denn es gab dort wirklich eine ganze Menge zu ſchauen. Aber ich wiederhole noch einmal, ein Rummelplatz war es nicht. Es gab keine Berg- und Talbahn, keine ruſſiſche Schaukel, keine Karuſſells mit Automobilen und fliegenden Schwänen, nichts, was irgendwie

halsbrecherisch aussah. Die Karussells, die wir Kinder liebten, waren ganz einfach, einstöckig, mit oft etwas primitiven hölzernen Pferden, Löwen, ja sogar Schwänen und kleinen Wagen, in die sich die hineinsetzten, die nicht sattelgerecht waren. Auf diesen Karussells haben wir köstliche Stunden erlebt und waren besonders stolz, wenn es uns gelang, eine Freifahrt zu erzielen dadurch, daß wir aus einer hin- und herschwankenden hölzernen Birne einen Ring fassen und festhalten konnten. Ich weiß noch, wie erstaunt wir waren, als das erste zweistöckige Karussell aufgebaut wurde, zu dessen oberem Stockwerk man auf einer besonderen Treppe oft während der Fahrt hinaufschritt, um dann von oben her den Markt und die hin- und herwogende Menge zu beschauen.

Um die Männerwelt zu erfreuen, gab es noch etwas ganz Besonderes, das waren die Singspielhallen, nicht die noch heute vorhandenen großen Restaurants der bekannten Brauereien, sondern große schuppenartige Säle mit einem Podium im Hintergrunde, die von Rostocker Unternehmern eigens für den Pfingstmarkt geschaffen waren. An ihrer Spitze war die Singspielhalle von Benduhn und die Eisenbahnhalle von Pieck. Bei dem Namen Benduhn muß ich an eine selbst erlebte Geschichte denken. Es stellte sich jemand vor, und zwar vor Beginn eines Diners „Benduhn", worauf der andere antwortete: „Nu all?" Und da er einen bei der Vorstellung übersehen hatte, so geschah dieselbe Handlung nach Tisch: „Benduhn", worauf die schöne Antwort erfolgte:

„Ick ok 'n beten." Nun, also bei Benduhn war die gesamte Rostocker Männerwelt abends von acht Uhr an versammelt, an ihrer Spitze die bekannten Salonlöwen, die in der Rostocker Geselligkeit eine ganz besondere Rolle spielten. Auf dem Podium saß eine Anzahl von Jungfrauen oder besser gesagt von jungen Damen in phantastischen, aber sehr dezenten Kostümen, die mit dem, was man heute auf jeder Straße zu sehen bekommt, nichts gemein hatten. Diese jungen Damen sangen im Chor oder, wenn sie ganz besonders begabt waren, einzeln nach Begleitung eines meistens sehr verstimmten Klaviers Lieder etwa wie „Sie heißt zwar nur Adele, Adele, doch lieber hört sie nennen sich Adelina" (auf die damals hochberühmte Adelina Patti gemünzt), oder „Der eine Mann ging rechts vorbei". „Rechts vorbei" wiederholte dann der ganze Chor der Männer. „Der andere Mann ging links vorbei", „links vorbei" klang es wieder aus der Mitte des Saals und so fort, überaus harmlos, überaus naiv, keine Spur von jener — wie soll ich sagen — Erotik, die durch die heutige Zeit hindurchgeht. Den Höhepunkt bildete dann ein Komiker, der meist in sächsischem Dialekte die neuesten Couplets vortrug. Um elf, spätestens um zwölf Uhr war diese harmlose Angelegenheit zu Ende, zu der wir Schüler allerdings keinen Zutritt hatten, höchstens einmal die Nase in die geöffnete Tür hineinsteckten.

Auch die Moritaten wurden überall verherrlicht durch große, auf Leinewand gemalte, erschreckend aussehende Bilder, die unter den Klängen eines Leierkastens mit einem mehrere

Meter langen Stocke erläutert wurden. Alles in allem eine große Harmloſigkeit.

Gewiß wurden Einkäufe gemacht von den Damen der Geſellſchaft, aus dem Bürgerſtande. So kaufte beiſpielsweiſe die väterliche Fabrik ihre Tongeſchirre, von denen es eine ſehr große Auswahl zwiſchen Lagertor und Burgwall gab, regelmäßig auf dem Pfingſtmarkt. Aber man hütete ſich damals davor, etwa ſeine ſtändigen Verbindungen in der Stadt zu ſchädigen. Man kaufte tatſächlich nur Dinge, die man bei den mangelnden Verbindungen ſonſt nicht in der Stadt hätte kaufen können. Für uns Jungs aber war es ein wunderbares Gemiſch von Leierkäſten, kleinen Orcheſtern, dem Gebrüll wilder Tiere, dem Duft der Kaiſer'ſchen Spritzkuchen, die damals weſentlich größer und vielleicht auch ſchmackhafter waren, als ſie es heute ſind, und dem Gefühl, überhaupt einmal etwas zu erleben, wovon man dann wieder ein volles Jahr zehren konnte. Ob der Pfingſtmarkt heute noch exiſtenzberechtigt iſt, will ich nicht entſcheiden. Sein Alter, das ſich auf viele Jahrhunderte beläuft, ſpricht dafür, aber die Art und Weiſe, wie er betrieben wird, ſpricht dagegen und aus dieſem Grunde will ich die Frage unentſchieden laſſen, ob er bleiben ſoll oder nicht. Vor allen Dingen habe ich ja auch darüber nichts zu ſagen.

Warnemünde meiner Jugend!

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war es nicht Sitte, große Reisen zu machen, waren doch die Transportmittel, von wenigen Eisenbahnen und Chausseen abgesehen, noch immer verhältnismäßig geringfügig. Wohl haben meine Eltern teils allein, teils in Begleitung lieber Verwandter hier und da größere Reisen gemacht, so nach der Schweiz, sogar nach Italien, zu einer Zeit, wo die Unterkunftsmöglichkeiten noch sehr beschränkt waren. Aber das sind Ausnahmen gewesen, die damals in Bekanntenkreisen verhältnismäßiges Aufsehen erregten. Der natürliche Ort für den Rostocker, sich auszuruhen und frische Luft einzuatmen, die übrigens auch in Rostock bei den damals noch zahlreich vorhandenen Gärten gegeben war, das ist Warnemünde gewesen, allerdings nicht das Warnemünde von heute, sondern das vor fünfzig und sechzig Jahren. Man mietete hauptsächlich in der Vorderreihe, plattdeutsch Vörreig, ein ganzes, allerdings kleines Haus, während die Warnemünder Besitzer sich in das Hinterhaus an der Hinterreihe, plattdeutsch Achterreig, zurückzogen. Beide Häuschen waren durch einen Gang und eine Küche miteinander verbunden. Vor den Vorderhäusern befand sich eine, bei den vornehmeren Häusern schon aus Holz hergestellte Veranda, während die primitiveren Häuser solche aus Segeltuch und dazu einen Fußboden aus spitzen Pflastersteinen besaßen. Wir wohnten in meiner Jugend 4. Quartier Nr. 38, heute am Strom Nr. 90

genannt, bei der alten Frau Muſſäus, einem ſeit vielen Generationen in Warnemünde anſäſſigen Geſchlecht.

Zu meiner Jugendzeit gab es bereits Dampferverbindungen zwiſchen Roſtock und ſeinem Hafenorte, während in den fünfziger Jahren die Überſiedlung der Familien nebſt allem, was für einen Sommeraufenthalt notwendig war, demnach vor allen Dingen Betten und Bettzeug, auf den Jollen in die Wege geleitet wurde. Von den Dampfern ſind mir im Gedächtnis geblieben der ſtattliche „Phönix" mit ſeinem trefflichen Kapitän Ohlerich, der vor der Vogtei anlegte und als der vornehmſte und geräumigſte der damaligen Raddampfer galt. Weiter fuhr der „Delphin", ein eigentümliches längliches Fahrzeug mit zwei Maſten und großem Schornſtein, das urſprünglich kleiner war, dann aber durch Zerſchneidung in zwei Teile und Einſetzung eines Mittelteils verlängert wurde. Sehr beliebt war der „Kurier", der ſtolz an ſeinem Schornſtein ein Poſthorn trug und ſich dadurch zur Vermittlung des Briefverkehrs, er trug auch einen beſonderen Reichspoſtbriefkaſten, anempfahl. Weiter der kleine biedere „Widder" mit ſeinem prächtigen, höchſt originellen Kapitän Schmidt, und ſpäter gab es noch die „Anna", die „Elſa", den „Merkur" den „Vorwärts" und den „Georg". Alle dieſe Namen ſind mir gut im Gedächtnis geblieben. Das Vorderteil der Schiffe, namentlich der kleineren, war ſtets für das Gepäck der Badegäſte reſerviert, während die Paſſagiere ſich auf dem Hinterteil des Dampfers oder in den Kajüten aufhielten. Man zahlte damals für die

Fahrt vier Schillinge; im Dutzend war es billiger, und dieſe Billette galten, was ſehr verſtändig war, für ſämtliche Schiffe. Eine ſolche Fahrt dauerte eine gute Stunde und war für uns Jungs ein beliebtes Erlebnis.

Wie geſagt, waren die Aufenthaltsräume im 4. Quartier Nr. 38 ſehr primitiv; eine kleine Veranda, dunkle dahinter gelegene Zimmer, ein eigentümlicher Hof, mit dem für das Leben unentbehrlichen, mit einem herzförmigen Ausſchnitt verſehenen Blockhaus. Aber was gab es in den Ferien für einen ſchöneren Aufenthalt, als ſich in Warnemünde umherzutummeln, den ganzen Tag am Strande, das heißt, hauptſächlich an der Warnow zu liegen und ab und zu auch bei dem abſchüſſigen Terrain in ein Waſſerloch zu fallen, ohne daß aber ein lebensgefährlicher Unfall dadurch entſtand. Auf den grünen Raſenplätzen vor den Häuſern wurde das damals ſehr beliebte Krokettſpiel betrieben, wobei es allerdings ohne gelegentliche Differenzen nicht abging. Gewiß gab es ſchon zwei Molen, und zwar eine Oſtmole und eine Weſtmole. Dieſe Weſtmole war etwa halb ſo lang wie die jetzige. An ihrem Ende führte ein hölzerner Steg in die Warnowmündung hinein mit einer etwas verlängerten Bank, die aber ſo angebracht war, daß man nicht auf die See, ſondern in den Fluß, auf Warnemünde und auf die in der Ferne blinkenden Kirchtürme Roſtocks ſah. Damals war es noch nicht Sitte, daß man auf der eben angelegten Bismarckpromenade, die bis vor Hübners Hotel führte, ſpazieren ging oder ſich etwa gar am Strande der Oſtſee lagerte. Das wäre ein Verſtoß

gegen die Sitte gewesen, der kaum gutzumachen war. Der Seestrand war lediglich für kleine Kinder reserviert, die dort ihre Burgen bauten, lustig mit den Schaufeln spielten, aber sich nicht etwa Schuhe und Strümpfe auszogen und im Wasser umherspaddelten. Solche für die Gesundheit zweifelhaften Dinge wurden damals unterlassen. Der Hauptspaziergang meiner Jugend war am Warnowufer entlang nach dem sogenannten Rostocker Ende, das heißt nach dem Durchstich, der mit Umgehung der alten Warnow vom Breitling zur Warnowmündung führte. Dort am Ende bei der Lichtbake stand eine einzelne Bank. Auf diese Bank sich eine Zeitlang hinzusetzen und auf den Breitling zu schauen, das war die eigentliche Erholung in meiner Jugendzeit. Die Eltern setzten sich abends nach Tisch auf eine geräumige Bank, die zwischen den Bäumen vor dem Hause stand, und dort führte man dann beschauliche Gespräche miteinander.

Auch eine Kurkapelle gab es schon. Sie spielte zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, und zwar in der Vogtei, dem jetzigen Verwaltungsgebäude, gegenüber der neuen Eisenbahnbrücke. Der Wirt Degner führte mit seiner Gattin eine ganz vorzügliche Küche, und die gekochten oder gebratenen Maischollen dieser Küche schmecken mir heute in der Erinnerung noch besonders gut. Musikdirektor Voß, mecklenburgisch traulich „Vössing" genannt, saß mit seinen Künstlern auf einer erhöhten Estrade und verschönte den Materialismus durch seine Weisen, die weltenfern von dem heutigen Jazz und ähnlichen Klängen abstachen. Oben auf einer Borte

befand sich ein Champagnerpfropfen, der uns Jungens ganz besonders interessierte, denn er stammte von einem Essen her, das zu Ehren des Großherzogs Friedrich Franz I. gegeben war; bis fast an die Decke war er geflogen und dort liegen geblieben. Soviel ich weiß, liegt er heute noch dort.

Sehr schön waren die Stromfahrten, bei denen die Jollen mit Girlanden, Blumen und Lampions auf das lieblichste geschmückt wurden und in einer langen Reihe hinter einem mit Musikern besetzten Führerboot entlangfuhren. Auf der Ostmole gab es brennende Teertonnen und ein prächtiges Feuerwerk. Alles, was es an Warnemünder oder Rostocker Zuschauern gab, hatte sich eingefunden und verharrte in andächtigem Schweigen, nur unterbrochen durch die Ahs und Ohs, wenn die Raketen hoch am Nachthimmel emporstiegen. Auch die großherzogliche Familie pflegte zu einer solchen Stromfahrt vom Heiligendamm herüberzukommen. Damals ging es noch sehr manierlich zu. In jedem Boote befanden sich vielerlei Blumensträuße, die man sich gegenseitig zuwarf, namentlich wenn man Bekannte entdeckte, aber nicht so, daß man die Blumen vorher naß machte oder, wie ich es später erlebte, daß man sich gegenseitig mit Kellen voll Wasser überschüttete. Damals war die Zeit noch nachahmenswert, gesittet.

Auch Tanz gab es in Warnemünde, aber in streng geordneter Form, nicht so wie heute, daß aus jedem Lokal einem seltsame Töne entgegenklingen und daß man nicht davor zurückscheut, in mehr oder weniger anziehenden Badekostümen am

offenen Strande ſeine Kunſtſtücke auszuführen. Vielmehr wurde urſprünglich nur an einem Abend der Woche, nämlich am Donnerstag von acht bis zehn Uhr in Stralendorfs Hotel ein Kränzchen abgehalten. Später kam noch der Montag mit den gleichen Stunden hinzu. Zu dieſem Tanz kamen die Roſtocker und zwar ganz beſtimmte, in der Geſelligkeit angeſehene Perſönlichkeiten gleichſam als Tanzordner hinüber und brachten einige auserleſene tanzfähige Herren mit. Die Warnemünder Badegäſte waren mit ihren erwachſenen Töchtern, nicht etwa mit den halberwachſenen, eingeladen; ſie erſchienen aber nicht in hellen Haufen, ſondern nur in wenigen Exemplaren, die Töchter immer unter ſtrenger Bewachung der Mütter. Jeder, der kam, ſtellte ſich dem anderen vor, ſo wie es ſich damals gehörte, und ein Tanzordner regelte die einzelnen Tänze. Wir ſind damals nie mehr als drei oder vier Karrees im Lancier geweſen. Erſt nach der Erbauung des Hotels Berringer, das für Warnemünde geradezu als ein Wunderwerk galt, als dieſe Abende von einer größeren Menge Badegäſten beſucht wurden, hat man davon abgeſehen, ſich allgemein gegenſeitig vorzuſtellen. Aber noch in den achtziger Jahren iſt der Tanz immer ordnungsgemäß, das heißt unter Leitung eines Roſtocker, der Geſellſchaft angehörenden Salonlöwen vorgenommen. Außer dieſen beiden Tagen Montags und Donnerstags wurde in meiner Jugend in Warnemünde nicht getanzt.

Ich erinnere mich dabei noch eines ganz beſonderen, allerdings in gewiſſer Hinſicht tragiſchen Erlebniſſes. Wir hatten

bei Stralendorf, ich war damals Primaner des Stettiner Gymnaſiums, bis etwa zehn Uhr getanzt und uns dann zur Ruhe begeben. Um zehneinhalb Uhr wurde ich geweckt durch unſer treues Hausmädchen Rike mit dem Schreckensruf „Es brennt!“ „Wo brennt es?“ war die bange Frage. „Im Hamburger Hof“, dem ſpäteren Hotel Heldt gegenüber den älteren Anlagen in der Bismarckſtraße. Wir zogen uns notdürftig an, eilten an die Brandſtätte und fanden das ganze Hotel bereits in hellen Flammen. Was aber ſehr traurig bei dieſer Sache war und in meinen Erinnerungen nicht unerwähnt bleiben darf, das war die Tatſache, daß man allerdings einen Gegenſtand gerettet hatte, nämlich das reich beſetzte Büfett des Hotels, dieſes in die Anlagen ſchleppte und ſich dort gütlich tat an den Schnäpſen und Likören, während von einem Eingreifen einer Feuerwehr, ſo etwas gab es damals noch kaum in Warnemünde, nicht die Rede war. Ich ſehe immer noch vor mir das zornglühende, vor Aufregung zitternde Angeſicht des braven, unvergeßlichen Lotſenkommandeurs Stephan Janzen, dem ein Ehrendenkmal zu ſetzen nicht notwendig iſt, wie er ſeinen Landsleuten zurief: „Helft, rettet.“ Aber ich will nicht weiter über dieſen ſelbſterlebten Augenblick ſprechen, weil ich mich darüber ſchämen muß. Erſt als die Roſtocker Feuerwehr eintraf, man ſprach ſogar davon, daß der eine oder andere Schlauch durchſchnitten wurde, gelang es, das Feuer zu dämpfen, aber das Hotel war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Von den Badegäſten, die nur ganz notdürftig bekleidet

waren, konnte ich einige in das benachbarte Schulhaus, das damals noch einen Stock niedriger war, als es heute ist, bringen und erntete dafür den Dank einer der Damen, die zu mir sagte: „Sie sind wohl der Herr Lehrer?" „Ach nein", war meine Antwort, „soweit habe ich es noch nicht gebracht und werde es auch wohl nie bringen." Unmittelbar neben dem „Hamburger Hof" wohnte meine nun auch schon lange verstorbene Tante Marie Witte, die Schwester meines Vaters, im Sköllin'schen Hause, bei meinem ehemaligen unvergeßlichen Privatlehrer. Obgleich die brennenden Balken ständig auf die Veranda fielen und es in dem Zimmer unserer Tante schon sehr heiß war, jeden Augenblick konnte ja die Wand durchbrennen, wollte sie nicht das Zimmer verlassen, sondern sie harrte treu aus und wurde nur mit Mühe und Not von mir und meinen Freunden herausgebracht, in der einen Hand die Rostocker Zeitung, in der anderen ihr Chignon. Alle anderen Besitztümer blieben liegen und glücklicherweise auch vom Feuer verschont.

Die Badeanstalten, die streng geschlossen waren, d. h. die eine nur dem weiblichen, die andere nur dem männlichen Geschlecht zugänglich, lagen gegenüber der jetzigen Seestraße und zwar zunächst dem Ort die Damenbadeanstalt und etwas weiter hinaus die Herrenbadeanstalt. Man kannte damals noch keine Badekostüme, sondern man ging meistens ins Wasser so, wie einen die Natur geschaffen hatte; es gab ja auch keine zudringlichen Blicke. Von der Promenade in die Herrenbadeanstalt führte ein Steg, der dadurch besonders

in meiner Erinnerung haftet, daß unterhalb des Stegs ſich die Warnemünder männliche Jugend anſammelte und jeden Badegaſt mit den klaſſiſchen Worten begrüßte: „Schilling in de Grappel, Schilling in de Grappel.“ Das ſollte heißen, daß man einen Schilling, alſo ſechs Pfennige, weit in den Seeſand hineinwerfen ſollte und ſich dann alle Warnemünder Jungs darauf losſtürzten, um ſich dieſes wertvollen Geldſtückes zu bemächtigen. So waren die Beluſtigungen der damaligen Zeit mit den heutigen nicht zu vergleichen.

Eins aber war für uns Heranwachſende ganz beſonders eindrucksvoll, das war die Koſt. Sie war billig, und ſie war ſehr reichlich. Morgens um ſiebeneinhalb Uhr gab es Kaffee mit Semmeln, Butter und Brot wie heute. Dann wurde gebadet, und um zehn Uhr gab es ein Frühſtück von einer Köſtlichkeit, daß mir noch heute bei der bloßen Aufzählung das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Da gab es die ſchönſten Flundern von einer Größe, die heute als Zauberei erſcheinen würde, Spickaale von einer außerordentlichen Länge und Dicke, Krabben, aber nicht die häßlichen grauen Nordſeekrabben, ſondern die prächtigen roten Oſtſeekrabben, die zum größten Teil noch im Breitling gefiſcht wurden, in beliebiger Menge, herrliches Weißbrot und Schwarzbrot, Mettwurſt, Leberwurſt, geräucherten Schinken, gekochten Schinken, Käſe aller Sorten, überhaupt alles, was ein mecklenburgiſches, ein Roſtocker Herz ſich ausdenken konnte. Und was hatte man für einen fabelhaften Appetit in damaliger

Zeit, vor allem in den Ferien, wenn man nicht bloß an Schule oder gelegentlich auch an das Nachſitzen zu denken hatte! Man ſollte meinen, daß wir nach Einnahme dieſes Frühſtücks nun völlig erſchlagen geweſen wären. Das war aber nicht der Fall, vielmehr erinnere ich mich, daß ich manchmal um 11 Uhr im Hotel Pavillon geſeſſen habe und mir dort für vier Schillinge gleich fünfundzwanzig Pfennigen eine Rieſenportion Krabben mit Butter und Brot, ſoviel wie man wollte, und einer herrlichen Papierſerviette, die beſonderen Eindruck auf mich machte, erwarb. Überhaupt Hotel Pavillon verbunden ſpäter mit Hotel Berringer!! Der Wirt, Herr Berringer, war ein ganz hervorragender Fachmann, der von ſeiner Gattin in vorbildlicher Weiſe unterſtützt wurde. Dort war ja die erſte und einzige Konditorei Warnemündes. Dort unter den Kolonnaden ſpielte gelegentlich im Sommer nachmittags die Kurkapelle, und dann gab es Punſchtorte. Ich wiederhole noch einmal: Punſchtorte von einer Schönheit, einer Süße, einem Schmelz, von dem die heutige Jugend auch gar keine Ahnung mehr hat. Weiter gab es Baumkuchen; oh, welche Baumkuchen! Auf dem Berringer'ſchen Büfett ſtanden mehr als zwanzig von rieſenhafter Größe, alle von Frau Berringer ſelbſt angefertigt und ihren kunſtverſtändigen Mitarbeitern. Und an einem einzigen ſchönen Nachmittag waren alle Baumkuchen und alle Punſchtorten verſchwunden, das heißt den Roſtocker Mägen einverleibt. Die Portion und was für eine Portion, koſtete nur vier Schillinge. Mag ſein, daß alles dieſes, was

ich hier erzähle, belächelt wird, daß man all das, was heute iſt, viel ſchöner findet, die Jazzmuſik, das Sichhinlagern am Strande in allerlei ſeltſamen Koſtümen, das ewige Tanzen und was ſonſt dazu gehört, das Flirten und die weiten Wanderungen am Meer entlang, das mag alles ſein. Aber damals war es ruhig, die Zahl der Badegäſte überſtieg im Sommer niemals zwei- bis dreitauſend. Damals ſchlief man ungeſtört einen nicht von Sorgen getrübten Schlaf; man tummelte ſich in allerlei Ruderböten auf der Warnow, man fuhr hinaus mit dem Rettungsboot, wenn es galt, bei Sturm die damals zahlreichen Segelſchiffe in den Hafen zu bringen. Der Lotſenkommandeur hatte mir als einem guten Schwimmer ganz ausnahmsweiſe die Erlaubnis dazu erteilt. Man ging ſinnend das Roſtocker Ende entlang und warf auch wohl einen Blick in die berühmte Warnemünder Kneipe von Peter Jungmann, einer Geſtalt, die von ihren Bekannten niemals vergeſſen wird, und ſchließlich ſaß man auf der Bank am Roſtocker Ende und ſchaute auf den vom Monde beſtrahlten Breitling, und dann fühlte man ſich glücklich. Man war ein Kind und blieb ein Kind während dieſer köſtlichen Warnemünder Ferienwochen. Sie werden von mir auch heute noch dankbarſt gleichſam als eine Art Medizin empfunden.

Stettiner Schuljahre
Oſtern 1879 – Michaelis 1883

Meine Eltern begleiteten mich Oſtern 1879 nach Stettin. Profeſſor Junghans, ſeine Gattin, ſeine Kinder und die Penſionäre empfingen mich mit allergrößter Freundlichkeit, um mir den erſten Eintritt in ein neues Leben nach Möglichkeit zu erleichtern. Junghans war ein Lehrer im beſten Sinne des Wortes, gewiſſenhaft bis zum letzten i-Punkte, kenntnisreich nicht nur in dem von ihm gelehrten Fache der Mathematik, ſondern in allen Diſziplinen des humaniſtiſchen Gymnaſiums, gütig, wohlwollend, hilfsbereit, immer nur an das Gute der Jugend glaubend und böſe Streiche, die allerdings ſehr ſelten vorkamen, ſofort wieder vergeſſend. Wenn ich einem Mann zu Dank verpflichtet bin, einem Dank, der niemals aufhören wird, ſolange ich lebe, ſo iſt es Profeſſor Junghans. Er beſchäftigte ſich nicht, wie manche Lehrer tun, in der Hauptſache mit den begabten Schülern, ſondern er arbeitete unermüdlich gerade mit den Minderbegabten. Er ſtammte aus Thüringen, und den Thüringer Dialekt hat er niemals ganz verloren. Sein Sohn Fritz, der in meinem Alter ſtand und mein ganz beſonderer Freund war, gehörte nicht gerade zu den beſten Mathematikern; aber wenn er im Abiturientenexamen ſchließlich auch ein nicht leicht zu erringendes Gut hatte, ſo verdankte er dies ſeinem Vater. Immer wieder höre ich die Stimme: „Writz, gomm an die

Tafel", und Fritz kam an die Tafel, mußte immer wieder dieſelbe Aufgabe wiederholen, bis ſie endlich feſt ſaß. Junghans verſtand es wundervoll, mathematiſche Aufgaben klarzumachen, prächtige Figuren an die Tafel zu zeichnen, mit einem Schwung einen Kreis, der wirklich ein Kreis war, und alles, was ſonſt dazu gehörte. Sonntags vormittags klopfte es bald leiſe, bald lauter an ſeine Tür, und dann erſchienen nacheinander die von ihm beſtellten ſchwächeren Schüler, und er gab ihnen ſelbſtverſtändlich ohne jede Entſchädigung freiwillig Unterricht, der ſich bis in die Mittagsſtunden ausdehnte, wohlbemerkt des Sonntags, nur um ſeine Schüler zu fördern. Ob es heute noch viele ſolcher Lehrer gibt, iſt eine Frage, die ich nicht entſcheiden will. Ihm zur Seite ſtand ſeine Gattin Thereſe Junghans, geb. Breton, die Liebe und Güte ſelbſt. Wenn ihr Gatte mich auf der Schule förderte, ſo nahm ſie ſich wie eine wahre Mutter im Hauſe meiner an, tröſtete mich, wenn es zuerſt mit den Aufgaben nicht gehen wollte, entſchuldigte mich bei meinen Eltern, wenn ich einmal eine ſchlechte Zenſur hatte, und machte mir mein damals beginnendes neues Leben zu einer Freude und zur Selbſterkenntnis. Mit den vier Kindern, einer Tochter und drei Söhnen, ſtand ich in engſtem Freundſchaftsverhältnis. Die drei Söhne ruhen ſchon ſeit längerer Zeit; mit der Tochter Hedwig verbindet mich das gleiche Gefühl der Dankbarkeit, das mich das Andenken der Eltern ehren läßt.

Die Familie Junghans wohnte im zweiten Obergeſchoß eines ſtädtiſchen Gebäudes, wie ja auch das Stadtgymnaſium eine

ſtädtiſche Unterrichtsanſtalt war. Zu ebener Erde und im erſten Stock wohnte der damalige Direktor Profeſſor Franz Kern mit ſeiner Gattin und fünf Kindern. Natürlich führte dieſe Art der Behauſung zu einer engen Beziehung, um ſo mehr, da auch noch ein gewiſſes Verwandtſchaftsverhältnis zwiſchen den Häuſern Kern und Junghans beſtand. So kam ich denn unmittelbar nach meiner Ankunft in Stettin auch mit dem Hauſe Kern in Berührung, und dieſe Beziehungen waren von gleicher Wärme wie die mit dem Hauſe Junghans. Franz Kern war ein Direktor allererſten Ranges, eine imponierende, kräftige, echt griechiſche Geſtalt in ihrem ganzen Auftreten, in ihrer Bewegung und in ihrer Wirkung auf Schule und Schüler. Ich ſelbſt habe, da er Oſtern 1881 einem ehrenvollen Ruf an das Köllniſche Gymnaſium nach Berlin folgte, ſeinen Unterricht nicht mehr genoſſen. Wohl aber weiß ich von ſeinen Schülern, die ihn liebten und verehrten wie kaum einen anderen, welchen Unterricht er gab. Man brauchte nur eine ſeiner zahlreichen in der Aula des Gymnaſiums gehaltenen Reden gehört zu haben, ſei es zu irgendeinem feierlichen Ereignis, ſei es vor allen Dingen bei der Entlaſſung der Abiturienten. Solche Reden voll klaſſiſcher Humanität, voll Kürze und Schlagfertigkeit, voll eindringlicher Ermahnung und wiederum voll Heiterkeit werden heute in den Aulen der Gymnaſien nur noch ſehr ſelten vernommen. Kern wußte, was ein Goethe, ein Herder gewollt hatten, damit die deutſche Jugend in klaſſiſchem Geiſte erzogen würde. Er war verkettet mit dem humaniſtiſchen

Gymnaſium wie kein Zweiter. Wenn ich, obgleich mich ſpäter meine Lebenswege auf ganz andere Gebiete geführt haben, auf das treueſte zu dem humaniſtiſchen Gymnaſium halte, dann verdanke ich dies meiner Stettiner Schule, meinen dortigen Lehrern, vor allen Dingen aber unſerem Direktor Franz Kern. Wie köſtlich waren Nachmittags- und Abendſtunden in ſeinem Hauſe zuſammen mit ſeinen fünf Kindern, von denen der älteſte Otto, hochangeſehener Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an einer erſten deutſchen Hochſchule, mein älteſter und mein treueſter Freund geblieben iſt. Damals wurden keine beſonderen Spielereien getrieben, es ſei denn im Sommer das Krocketſpiel auf dem benachbarten Hof einer Mädchenſchule, ſondern es wurden mit verteilten Rollen die Meiſterwerke der deutſchen Klaſſiker geleſen, vor allen Dingen Schiller. Im Wallenſtein wurde meinem Freunde Otto die Titelrolle zugeteilt, ſeine ältere Schweſter las die Thekla und ich den Max, während die jüngeren Geſchwiſter ſich mit den Nebenrollen bzw. den notwendigen Geräuſchen, Trommelwirbel uſw. wirkſam zu beſchäftigen hatten. Kam dann die berühmte Blechkiſte aus Roſtock, angefüllt mit reiner Wäſche und mit den damals ſehr beliebten Roſtocker Pummeln, heute Heißwecken genannt, dann war des Jubelns kein Ende. So gehören denn Wallenſtein und Pummeln für mich zu den niemals vergeſſenen Erinnerungen meines jugendlichen Daſeins.

Mein Eintritt in Stettin, der Übergang von einer Schule zur anderen wurde mir ganz beſonders erleichtert durch meine

Verwandten, Onkel Ferdinand Tiede, seine Gattin Luise, seine beiden Töchter Gertrud und Martha und seinen Sohn Julius Tiede. Onkel Tiede, Inhaber der wohlbekannten Weinhandlung Wachenhusen & Prutz, besaß in der vornehmen Deutschen Straße eine Villa mit prächtigem Rosengarten, herrlichem Blick auf das alte Stettin und freier Umgebung, an die sich meine schönsten und dankbarsten Jugenderinnerungen knüpfen. Wenn ich zu Tiedes am Sonntag hinauspilgern durfte, um mich dort von der wochentäglichen Arbeit, die namentlich im Anfang sehr schwer war, zu erholen, dann war es wirklich eine Erholung, nicht nur versüßt durch köstliche materielle Genüsse, auf die der Onkel etwas hielt, sondern auch durch den Umgang mit den Kindern, die mir zu treuesten Freunden geworden sind. Die Villa Tiede war eine Hochburg des Krocketspiels, und dieses Krocketspiel war eine wirkliche Ablenkung nach all der geistigen Schultätigkeit. Sie ruhen alle bis auf meinen Vetter Julius, aber meine Dankbarkeit ist meinen Verwandten weit über das Grab hinaus gefolgt. Denn auch sie haben ihr Bestes dazu beigetragen, daß aus mir nach und nach ein halbwegs brauchbarer Mensch geworden ist.

Ich hatte mir schon vor der Übersiedlung nach Stettin Arbeiten schicken lassen, wie sie in der Obertertia des Stadtgymnasiums verlangt wurden. Aus diesen Arbeiten erkannte ich sofort, wie sehr ich trotz der Versetzung nach Untersekunda in den Wissenschaften bisher zurückgeblieben war, und ich wußte, daß ich die Untersekunda des Stadtgym-

nasiums zu Stettin nicht in einem Jahre durchmachen könnte, dazu waren die Lücken zu groß. Aber ich gab mir Mühe, auch wenn die Vierteljahrszeugnisse zunächst nicht sehr günstig ausfielen. Die Lehrer der Untersekunda wußten, aus welchen Verhältnissen ich kam, und sie behandelten mich dementsprechend mit einer gewissen Nachsicht und Güte, um mir das Fortkommen zu ermöglichen. So kam ich denn Michaelis 1880 mit einem verhältnismäßig guten Zeugnis nach Obersekunda, und von da an habe ich die Schule regelmäßig durchgemacht, und zwar an dritter Stelle. Die beiden ersten Stellen zu erringen war allerdings ausgeschlossen, denn dort saßen zwei noch heute lebende Persönlichkeiten, Schüler allergrößter Begabung.

Wenn ich von meinem Schulleben einige charakteristische Züge hervorheben soll, so waren dies folgende: Es wurde sehr ernsthaft gearbeitet, und es wurden sehr große Anforderungen an jeden einzelnen gestellt. Wir hatten wochentäglich von acht bis eins, im ganzen dreißig Stunden zu absolvieren, davon acht Stunden Lateinisch, sechs Stunden Griechisch, vier Stunden Mathematik, drei Stunden Religion, drei Deutsch, zwei Geschichte, eine Geographie, eine Physik und zwei Französisch. Der Unterricht im Französischen kann beiseite gelassen werden, denn er war sehr schwach. Das, was ich an Kenntnissen in dieser Sprache von Stettin mitbrachte, war sehr unbedeutend. Um so bedeutender, ja glanzvoller, war der Unterricht in den andern Fächern. Eine freie Stunde gab es niemals, auch nicht etwa zu Kaisers Geburts-

tag. Es wurde eine kurze Andacht gehalten, und dann gings wieder hinein in die Schulklassen. Am wenigsten gab es frei vor und nach den damals noch recht kurz bemessenen Ferien. Alle vierzehn Tage deutscher Aufsatz, alle vierzehn Tage lateinischer Aufsatz, jede Woche in allen Disziplinen Extemporale und häusliche Arbeiten. Für die wenigsten Fächer gab es gedruckte Bücher, am allerwenigsten für die Mathematik. Am Schluß einer jeden Stunde wurde das Durchgenommene von dem Lehrer in die Kladde diktiert und mußte zu Hause in Reinschrift in besondere Hefte geschrieben werden. Man bedenke, welche Arbeit für die einzelnen Abteilungen der Mathematik, Geometrie, Trigonometrie, Stereometrie mit allen dazu gehörigen Zeichnungen. Alle vier Wochen wurden diese Hefte eingefordert und auf ihre Korrektheit geprüft. Wenn irgendetwas nicht in Ordnung war, dann mußte das betreffende Heft neu geschrieben werden. Alle Halbjahr gab es von Tertia an Klausurarbeiten, genau so wie beim Abiturientenexamen, für jedes Fach einen Vormittag, auf großen Bögen geschrieben, so daß für uns das Abschlußexamen eigentlich eine Art Spielerei war, denn wir wußten ja mit solchen Dingen ganz genau Bescheid. Es gab keine freie Stunde, auch nicht bei den Prüfungen, auch nicht bei Krankheiten der Lehrer. Einer mußte sofort für den anderen eintreten, und wenn kein Lehrer zur Hand war, dann mußte der Primus der betreffenden Klasse die Verantwortung übernehmen. Dann gab es schriftliche Arbeiten. Ein Schulhof war beim Stadtgymnasium, das heute Stadtbibliothek von Stettin

geworden iſt, nur in ganz geringem Ausmaße. Ein Verlaſſen der Schule war nicht geſtattet. So blieben wir denn auch während der Pauſe in den Klaſſen. Für die Ferien, die beiſpielsweiſe im Sommer nur gerade vier Wochen betrugen, wurden Ferienarbeiten diktiert und zwar in ſehr reichlicher Menge, ſo daß mindeſtens die Hälfte der ſogenannten freien Zeit durch dieſe Arbeiten ausgefüllt wurde. Weiter gab es Privatlektüre. Alles, was nicht in der Klaſſe von Homers Odyſſee oder Ilias geleſen werden konnte, was nicht vom Livius, Lyſias und den großen griechiſchen Dichtern bewältigt werden konnte, mußte zu Hauſe privatim geleſen werden, und unſere Lehrer verſtanden es vortrefflich herauszufinden, ob wir dieſe Lektüre auch wirklich getan hatten. So gab es namentlich in den erſten Zeiten des Stettiner Aufenthaltes für mich ſehr wenig Zeit. Von acht bis ein Uhr Schule, von zwei bis zum Nachmittagskaffee gearbeitet, unmittelbar nach dem Nachmittagskaffee bis zum Abendeſſen und oft genug auch noch nach dem Abendeſſen wieder gearbeitet, denn ich hatte ſehr vieles, beinahe alles nachzuholen. Im Sommer hieß es morgens um ſechs Uhr aufſtehen, denn dann erſchien der getreue Hausattaché Pegelow mit einem großen Kübel kalten Waſſers, tauchte ein liebliches Laken hinein und rieb mich, der ich aus dem warmen Bette herausgeſprungen war, gründlich ab. Das ſollte ein Mittel gegen das damals mich ſehr quälende Aſthma ſein; und dann um ſechseinhalb Uhr hinaus zum Spaziergang auf den Stettiner Wällen, die inzwiſchen zur prächtigen

Hakenterraſſe umgewandelt ſind. Damals war Stettin noch eine Stadt von etwa achtzigtauſend Einwohnern, die eben damit beſchäftigt war, den Feſtungsgürtel nach und nach abzuwerfen, aber noch waren die Kaſematten, die Wälle überall vorhanden und bildeten ſchöne und luftige Promenaden. Aber eigentliche Spaziergänge waren es nicht für mich, denn ich hatte bei mir zwei ſehr wichtige Gegenſtände, die achtzig Kirchenlieder und die Plötz'ſche Geſchichtstabelle. Der Religionsunterricht war auf dem Stadtgymnaſium von ganz beſonderer Wichtigkeit. Man verlangte zum Abiturientenexamen die genaue Kenntnis dieſer achtzig Kirchenlieder mit ſämtlichen Strophen, die ich heute noch zum Teil in meinem Gedächtnis habe; und weiter verlangte man eine genaue Kenntnis der wichtigſten Geſchichtszahlen. In jeder Klaſſe hing eine große Tabelle mit unzähligen Zahlen. Jeder Lehrer, nicht nur der Geſchichtslehrer, hatte das Recht, mit einem Zeigeſtock auf irgendeine Zahl hinzuweiſen und einen beliebigen Schüler zu fragen, was dieſe Zahl bedeute. Man verlangte von uns die deutſchen Kaiſer von Anfang an bis mindeſtens Maximilian I., und was noch etwas ſchwieriger war, man verlangte die Kenntnis ſämtlicher römiſcher Kaiſer bis Romulus Auguſtus, und zwar, um das Gedächtnis beſonders zu ſtärken, nicht bloß vorwärts, ſondern auch rückwärts. Ja, ich geſtehe es ganz ruhig hier in meinen Lebenserinnerungen, daß ich damals dieſes Verlangen nicht nur erfüllte, ſondern auch übertraf, denn ich konnte die deutſchen und römiſchen Kaiſer vorwärts, rückwärts und einen überſchlagen. Es war

alſo ſehr harte Arbeit zu leiſten, aber ſie wurde gern und freudig geleiſtet, weil unſere Lehrer wirkliche Jugenderzieher waren.

An die Stelle des nach Berlin berufenen Franz Kern trat Oſtern 1881 Hugo Lemcke als Direktor, bisher Oberlehrer am berühmten Marienſtifts-Gymnaſium Stettins. Ich möchte hierbei einſchalten, daß damals die pommerſche Hauptſtadt mit einer Einwohnerſchaft wie heute Roſtock drei humaniſtiſche und zwei Real-Gymnaſien hatte, alle voll beſetzt mit Schülern, naturgemäß nicht nur mit einheimiſchen, ſondern auch mit ſehr vielen auswärtigen. Das Schulweſen, vor allem das humaniſtiſche, ſtand damals in höchſter Blüte. Lemckes zogen in dieſelbe Wohnung wie Kerns, und ſo habe ich auch mit dieſer Familie, die aus den Eltern und fünf Kindern beſtand, ſehr enge Beziehungen unterhalten. Es war ein ſtändiges Treppauf und Treppab. Lemcke iſt im hohen Alter von neunzig Jahren als letzter meiner Stettiner Lehrer dahingeſchieden. Oft und gern habe ich ihn beſucht und immer wieder aus ſeinem Munde den Satz vernommen, daß unſere Abteilung von vierzehn Schülern die beſte geweſen ſei, die er jemals auf dem Gymnaſium zu leiten gehabt hätte. Das war gewiß ein hohes Lob, aber damals in der Schulzeit war es auch für uns keine ganz leichte Sache, denn weil wir etwas wußten, ſo ſtellte man an uns oft übergroße Anforderungen.

Wenn ich über einzelne meiner Lehrer noch ein paar Worte ſprechen ſoll, ſo ſind mir unvergeßlich Anton Jonas, unſer



Als Abiturient Michaelis 1883 (Pensionsbild)
Friedrich Carl Witte, Fritz Junghans, Emil Lefèvre,
Max Schallehn

U. B.
Rostock

Lehrer in Religion und in Deutsch, eine grundgütige Persönlichkeit voll ernster religiöser, allerdings nicht orthodoxer Auffassung, ein genauer Kenner der deutschen Literatur, vor allen Dingen Klopstocks, der heute auf den Schulen viel zu wenig gelesen wird. Er führte uns ein in die meisterhaften sprachgewaltigen Oden und in den Messias, und er hat mich zu meinem Heil dazu veranlaßt, den ganzen Messias, alle zwanzig Gesänge, nicht nur einmal, sondern wiederholt zu lesen. Noch heute liegen auf meinem Schreibtisch Klopstocks Oden als eine Art Heiligtum wahrhaft deutschen Geistes. Freilich, Jonas verlangte sehr viel. Aufsätze unter vierundzwanzig Seiten, und alle vierzehn Tage wurde ein solcher Aufsatz geschrieben, waren ihm unsympathisch, und er verlangte dazu auch eine schöne Handschrift, über die ja leider heute völlig hinweggegangen wird. Als Religionslehrer gab er gern religiöse Themata, und bei meinem Abschiedsbesuch nach bestandenem Abiturientenexamen sagte er zu mir: „Na mein lieber Witte, das erste theologische Examen können Sie mit Ihren Kenntnissen ohne weiteres bestehen." Ich wäre gern Theologe geworden, aber ich besann mich später, daß ich wenigstens in Mecklenburg wohl niemals eine Anstellung bekommen hätte. — Von meinem Pensionsvater Professor Junghans sprach ich bereits. Er war ein Mathematiker allerbester Schule, der aus dem hie und da etwas trockenen Stoff denkbar Belebendes zu machen wußte und uns vor allen Dingen logisches Denken lehrte. Er hieß damals der alte Junghans, obwohl er viel jünger, schon 1886, gestorben

iſt, als ich heute bin. Er tat ſeine Pflicht faſt bis zum letzten Lebenstage, und wenn die Füße das Gehen verſagten, ließ er ſich in einer Droſchke nach der Schule fahren, um nur ja nicht den Unterricht zu verſäumen. Gewiß hatte er ſeine kleinen Eigenheiten, wie jeder Menſch ſie hat. So faßte er beim Grüßen den Hut nicht vorne an, um die Krempe zu ſchonen, ſondern er grüßte von hinten, etwas, was wir Schüler naturgemäß mit Begeiſterung nachahmten. Weiter ſprach ich ſchon von ſeinem drolligen Dialekt, der ebenfalls von uns teils paſſend, teils unpaſſend nachgeahmt wurde. Aber was bedeuten ſolche Kleinigkeiten gegenüber der Herzensgüte und Herzensgröße dieſes Mannes, dem ich neben meinen Eltern eigentlich alles zu verdanken habe. — Unſer lateiniſcher Lehrer war in den unteren Klaſſen der äußerlich etwas trockene, innerlich aber ſehr warmherzige Oberlehrer Herbſt. Unter ihm ereignete ſich in der Unterſekunda eine kleine köſtliche Geſchichte, die ich meinen Leſern nicht vorenthalten möchte. Wir laſen damals Aeneis und kamen zu jenem Verſe, der da lautet „Caeruleam advertunt puppem", d. h. auf deutſch: „Sie, nämlich die Schiffsmannſchaft, drehen das bläuliche Schiffshinterteil um". Mein Mitſchüler, deſſen Namen ich zwar auf der Zunge habe, aber aus gewiſſen Gründen verſchweige, überſetzte harmlos, ohne ſich irgendetwas dabei zu denken, dieſen Satz mit „Sie drehen das bläuliche Hinterteil um". Darauf unſer Lehrer Herbſt mit ſeiner mir ebenfalls ſtändig in den Ohren klingenden drolligen Sprache: „Das ſind wohl lauter Paviane", und

daraufhin erſcholl wirklich das, was man ein homeriſches Gelächter zu nennen pflegt, und die Stunde, die eben erſt begonnen hatte, war beendet. Das Gelächter weder vom Lehrer noch von den Schülern war zu bannen. Herbſt ſetzte ſeinen Hut auf und verließ die Klaſſe, und wir ſchüttelten uns vor Lachen, und dieſes Lachen dröhnt mir noch heute durch ernſte und durch heitere Stunden hindurch. So hat denn Virgils Aeneis die deutſche Jugend, jedenfalls die Unterſekunda des Stettiner Stadtgymnaſiums wirklich erheitert und dadurch gefördert. Und das iſt die einzige Stunde, die jemals, wenigſtens zu meiner Zeit, auf dem Stadtgymnaſium zu Stettin allerdings unfreiwillig freigegeben wurde.

Unſer griechiſcher Lehrer Eggert, genannt Heinz Eggert, diente ſeinen Schülern zu mancher, allerdings immer mit Anſtand und Ehrfurcht gepaarter Neckerei. Er hatte eine eigentümliche ſtoßweiſe Art zu ſprechen, mit leichtem Zucken um den Mund und entſprechenden Bewegungen der Naſe. Wie ſchon wiederholt geſagt, beſtanden die Klaſſen aus zwei Abteilungen, einer älteren und einer jüngeren. Die Arbeiten der jüngeren, die Freund Eggert mit entſprechenden Begleitworten zurückgab, waren immer mehr oder weniger ungenügend. Dagegen waren die Arbeiten der älteren faſt ausnahmslos zum mindeſten befriedigend, gut oder ſogar ſehr gut. Man konnte ſich alſo immer damit tröſten, daß, wenn man in die ältere Abteilung kam, die griechiſchen Arbeiten von ſelbſt wieder beſſer wurden. Unſer guter Eggert ſah mit

Nachſicht und Geduld darüber hin, wenn einmal beim Extemporalſchreiben der Blick ſtatt auf das eigene Heft auf dasjenige des Nachbarn fiel. „Witte ſchreibt ganz munter ab", hörte ich oft genug aus ſeinem Munde. Aber geſchadet hat es mir weiter nicht, wir waren immer gute Freunde miteinander.

Unſer Direktor Hugo Lemcke, der Nachfolger Franz Kerns, gab in der Oberprima Lateiniſch und Geſchichte, beides in hervorragender Weiſe. Gewiß, er war ein völlig anderer Charakter als Kern. Während letzterer wie ein Jupiter über ſeinen Schülern ſtand und ein leiſes Winken mit den Augenbrauen vollkommen genügte, um jeden Widerſpruch verſtummen zu laſſen, war Lemcke uns Schülern näherſtehend, gleichſam ein Freund unter Freunden, ein Kamerad unter Kameraden. Ein Scheltwort habe ich aus ſeinem Munde kaum jemals gehört. Schülern, die er bevorzugte, ſtrich er gern über das damals noch in vollem Glanze erſtrahlende Haupthaar und duldete es auch, wenn einmal ein kleiner Witz von ſeinen Untergebenen gemacht wurde. Er ſtellte aber die höchſten Anforderungen und verlangte, daß der Oberprimaner die lateiniſche Sprache auch mündlich in gewiſſer Beziehung beherrſche. Ich bin ein klein wenig ſtolz darauf, in meinem Abiturientenzeugnis den Satz zu finden: „Er ſprach das Lateiniſche mit römiſcher Färbung." Sehr gewiſſenhaft war unſer Direktor Lemcke, was den Beginn der Stunden anbetraf. Zehn Minuten vor acht Uhr morgens ſtand er oben an der Haupttreppe und beobachtete ganz genau, wann

die Schüler und wann die Lehrer eintraten, denn Punkt acht Uhr mußte der Unterricht beginnen, ein Zuſpätkommen gab es nicht.

Die Woche begann und ſchloß mit einer Andacht in der Aula, die anderen Tage mit einem kurzen von dem betreffenden Lehrer geſprochenen Gebet, durch welches ſo eine Art feierliche Stimmung über die ganze Klaſſe ſich verbreitete. Unſer Religionsunterricht war ausgezeichnet. Anton Jonas, über den ich bereits ſprach, verlangte die genaue Kenntnis des Alten Teſtaments, noch mehr aber die des Neuen Teſtaments; eine fehlerloſe Überſetzung des griechiſchen Textes in das Deutſche war ſelbſtverſtändlich. Kirchengeſchichte, Dogmengeſchichte, die Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Konfeſſionen wurden auf das genaueſte durchgenommen, und von dieſem Unterricht her habe ich den größten Teil meiner religiöſen Empfindung mit in das Leben genommen. Der Turnunterricht, in Stettin obligatoriſch, an zwei Stunden des Mittwochs, wurde durch Profeſſor Rühl erteilt, wohlbekannt als erſter Vorſitzender des Allgemeinen Deutſchen Turnvereins. Rühl, der auf dem Stettiner Stadtgymnaſium in Mittelklaſſen lateiniſchen Unterricht gab, war ein vorzüglicher Turnlehrer, ſehr gewandt, ſehr autoritiv und aus jedem ſeiner Schüler körperlich herausholend, was herauszuholen war. Er machte mich zu meinem Erſtaunen ſofort zum Vorturner, der ich geblieben bin, bis eine leichte Sprungverletzung mir in der Prima ein weiteres Turnen verbot. An Profeſſor Rühl knüpfen mich dauernde und dankbare Erinnerungen.

Als am 7. September 1883 das Abiturientenexamen stattfand, da wurden von den vierzehn Schülern fünf vom Mündlichen befreit; die anderen neun wurden zwar geprüft, aber ich höre noch das Wort unseres Direktors, der sagte: „Eigentlich hätten auch Sie alle dispensiert werden müssen, denn Sie wissen sehr viel, und die Lücken sind ganz unbedeutend.“ Ein gewisser Stolz verklärte die Mienen derer, die ein solches Lob anhören durften. Ob es heute noch angebracht ist, den Unterricht in jener Weise wie vor nun bald fünfzig Jahren zu gestalten, ist eine Frage, die ich in meinen Erinnerungen nicht entscheiden will. Eine jede Zeit stellt neue Anforderungen. Auf der andern Seite haben wir sehr viel gelernt. Vielleicht mag etwas zuviel Gewicht auf die Stärkung des Gedächtnisses gelegt worden sein, denn wir mußten sehr viel auswendig lernen, aber dieses gute Gedächtnis ist mir zeit meines Lebens zum besonderen Vorteil geworden. Gewiß fehlte der sorgfältige Unterricht wenigstens in einer lebenden Fremdsprache, und die Naturwissenschaften schieden so gut wie gänzlich aus. Es mag richtig sein, dem Gymnasium in dieser Hinsicht etwas mehr Aufschwung und Interesse zu verleihen. Aber im großen und ganzen war die Art und Weise, wie wir durch das humanistische Gymnasium in das Leben eingeführt worden sind, die richtige und die auch heute noch gültige. Es gibt keine Schule und kann keine Schule geben, die unmittelbar für das Leben, für einen bestimmten Beruf vorbereitet. Weder ein Gymnasium noch ein Realgymnasium noch eine Oberrealschule kann Philologen,

Mediziner, Juriſten, Theologen, Ingenieure, Kaufleute, Handwerker und wie alle die Berufe heißen mögen, heranbilden. Das iſt Sache der ſpäteren Ausbildung. Wohl aber kann, ja muß eine Schule an einem großen, unvergänglichen, ewigen Stoff uns eins in das Leben mitgeben, die Freude am Weiterlernen. Non scholae sed vitae discimus. Nicht für die Schule, ſondern für das Leben lernen wir. Es gibt keinen ewigeren Stoff als das klaſſiſche Altertum, aufgebaut auf Lateiniſch und Griechiſch, vor allem auf dem Hellenentum. Wer von ſolchem klaſſiſchen Geiſte des echten Humanismus erfüllt iſt, für den kann es niemals ein unbefriedigtes Daſein geben. Er wird auch in den ſchwerſten Zeiten ſeines Lebens immer eine Hilfe haben, immer einen Stab, auf den er ſich ſtützen kann, immer ein Etwas, ein Paradies, das ihm niemand rauben kann. Das iſt unſer humaniſtiſches Gymnaſium, und deshalb iſt es ein Frevel, an ihm zu rütteln. Der Abbau des humaniſtiſchen Gymnaſiums bedeutet zugleich den Abbau edler Menſchlichkeit, den Abbau recht verſtandenen Deutſchtums. Unſer Staat und das humaniſtiſche Gymnaſium ſind auf das engſte miteinander verwachſen, denn es handelt ſich hier um die wahre res publica.

Wenige Tage nach beſtandenem Abiturientenexamen nahm ich Abſchied von meinem lieben Stettin, das aus mir einen neuen Menſchen gemacht hat. Als ich meinem Vater die glückliche Nachricht nach Trieſt, wo er ſich zuſammen mit meiner Mutter auf einer Geſchäftsreiſe befand, telegraphierte,

erhielt ich einen Brief, den ich ebenso wie die anderen Briefe meines Vaters als einen kostbaren Schatz aufbewahre. Er dankte mir für die Umwandlung, die ich aus eigener Kraft mit mir vorgenommen hatte, und seitdem sind wir Freunde geblieben, er, zu dem ich aufschaute, ich, den er leitete und führte in all das hinein, was ihm am Herzen lag, was Überlieferung des Hauses Witte bedeutete. Aus Anerkennung für das bestandene Examen und ein gutes Zeugnis empfing ich zweihundert Mark, eine für mich ganz ungeheure Summe, denn bislang hatte ich nur eine Mark wöchentlich Taschengeld bekommen, wovon ich noch allerlei kleine Ausgaben zu bezahlen hatte. Mit dieser Summe machte ich meine erste selbständige Reise. Sie führte mich über Berlin, wo vielerlei liebe Verwandte besucht wurden, nach Eisenach. In schönster Erinnerung bleibt mir die Wanderung durch das Mariental, Annatal zur Wartburg hinauf und über die Hohe Sonne und die Landgrafenschlucht wieder zurück. Dann gings nach Frankfurt am Main, wo ein frohes Wiedersehen mit den inzwischen auf der Rückreise befindlichen Eltern gefeiert wurde. Wie anders konnte ich meinen Eltern gegenübertreten als damals Ostern 1879, als ich einen dringend notwendigen Ruf nach Stettin bekommen hatte.

In jene Tage fällt die Einweihung des Niederwalddenkmals, geschaffen von Professor Schillings in Dresden, das sich hoch und stolz über Rüdesheim an den Höhen des Rheins erhebt. Zu dieser Einweihung waren alle deutschen Fürsten geladen, an ihrer Spitze unser ehrwürdiger Kaiser Wilhelm I.

Natürlich hatte ich den Wunsch, diese Einweihung mitzumachen, aber alle Eintrittskarten waren längst vergeben. Durch Empfehlung meines Vaters wandte ich mich an die ihm befreundete weltberühmte Weinfirma Johann Baptist Sturm, die in Rüdesheim ein wundervolles Haus, angebaut an einen alten Turm, besitzt. Dort fand ich die freundlichste Aufnahme und, was mir besonders willkommen war, eine Journalisten-Eintrittskarte. So konnte ich denn zum erstenmal in meinem Leben in dieser Eigenschaft auftreten und zugleich einen Platz erhalten, der unmittelbar vor den Fürstlichkeiten errichtet war. Als wir am Morgen zum Niederwalddenkmal emporpilgerten, fiel ein leichter Regen, der alles durchnäßte. Wir waren darüber nicht sehr erfreut, aber er hat uns wie allen Anwesenden zum Heil gereicht. Denn, wie erst wesentlich später bekannt wurde, hatten verbrecherische Hände die ganze Umgebung des Niederwalddenkmals mit Sprengmaterial unterminiert, und die bereits angezündete Schnur versagte nur deswegen, weil es regnete. Wäre es zur Explosion gekommen, dann wäre von uns nichts übrig geblieben. Die Verbrecher wurden später gefaßt und hingerichtet.

Das Denkmal selbst war einstweilen verhüllt. Gegenüber auf der andern Seite des Rheins auf den Höhen von Bingen standen die Geschütze, die den Salut abfeuern sollten, sobald die Hülle des Denkmals fiel. Allein der Wind war so stark, daß während der Ansprache des Kaisers die Hülle weggerissen wurde und sofort die Geschütze an zu donnern

ſingen. Es war daher von den Worten des Kaiſers nichts anderes zu verſtehen als der Schluß „Das walte Gott". Dann aber folgte eine unvergeßliche Szene, eine lange, kaum endenwollende Umarmung zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Sohn, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem ſpäteren unglücklichen Friedrich III. Auch alle die andern Großen des Deutſchen Reiches, Bismarck, Moltke, Roon, waren anweſend und verherrlichten das Bild, das um ſo ſchöner wirkte, als im letzten Augenblick die Sonne durch die vorher ſie verhüllenden Wolken hindurchdrang.

Am Abend war großes Feſt im Hauſe Sturm, an dem ſämtliche Ehrenjungfrauen teilnahmen, ein für mich, den Stettiner Gymnaſiaſten und kaum in das Leben eingetretenen Mulus, völlig ungewohnter Anblick. Schließlich gab es die Beleuchtung der Rheinufer und eine herrliche Stromfahrt mit Muſik, Scherz, Laune und einer unbegrenzten Bowle. Dieſe Bowle tat denn auch ihre Wirkung. Die Eiſenbahndirektion hatte es ſo eingerichtet, daß zwiſchen Rüdesheim, Kaſtell, Frankfurt am Main, meinem damaligen Wohnſitze, ſtändig Pendelzüge hin- und hergingen. Als ich ſpät am Abend in den Wagen hineinkletterte, der naturgemäß völlig überfüllt war, da vollzog ſich in meinem Innern eine Revolution. Ich drängte mich durch die Menge, ſtürzte an das glücklicherweiſe geöffnete Fenſter und in einem Augenblick —, nun, das Weitere kann ich ja meinen Leſern erſparen, und dann ſchlief ich ſanft und ſelig ein. Als ich am Morgen, es war ſchon ziemlich ſpät, erwachte, befand ich mich immer

noch in meinem Eisenbahnwagen, der zwischen Rüdesheim und Frankfurt am Main ständig hin- und hergewandert war. Eine Kontrolle gab es an einem solchen Tage natürlich nicht, und meine gutherzigen Mitfahrer ließen mich schlafen. Ihnen war es wahrscheinlich auch nicht anders ergangen wie mir. Von Frankfurt aus fuhr ich nach Baden-Baden, entzückte mich an der Lichtentaler Allee, an dem wundervollen Blick vom alten Schloß, und dann ging es heimwärts zu neuer Arbeit, zu neuem Streben. —

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag."

Erlebtes, Erlauschtes, Erzähltes

Die Luſt zum Erzählen wie auch zum Anhören guter, drolliger Geſchichten iſt mir von meinen Eltern vererbt. Sowohl der Vater wie die Mutter verſtanden es trefflich, vorhandene Sorgen, und deren gab es genugſam in meiner Jugendzeit, dadurch zu verſcheuchen, daß man, ſei es im engſten Familienkreiſe, ſei es in größerer Geſellſchaft, ſich allerlei hübſche Geſchichten ins Ohr flüſterte. Die laute Unterhaltung war früher nicht ſo ſehr beliebt, am wenigſten dann, wenn die Geſchichten einen kleinen Beigeſchmack hatten, und ſie hatten dieſen Beigeſchmack gelegentlich. Wozu konnten die großen, damals in Mode ſtehenden Fächer der Damen beſſer dienen, als hinter dem aufgeſchlagenen Inſtrument ſich das Neueſte zu berichten, ohne daß man dabei in eine bloße Rederei zu verfallen brauchte. So ſehe ich noch meine Mutter, wie ſie hinter dem aufgeſchlagenen Fächer mit ihrem Nachbarn, dem originellen, aus Berlin ſtammenden Rechtsanwalt Lau, plauderte und plötzlich laut ausrief: „Na, mein lieber Lau, Ihr Tugendmantel iſt doch ſchon recht fadenſcheinig!“, und alles lachte aus vollem Halſe.

So habe ich denn oft Gelegenheit gehabt, mit meinen Geſchichtlein, die aber nicht alle original überliefert ſind, meine Zuhörer und Zuhörerinnen in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen. Zu meinem Glück hatte ich und habe ich auch heute noch eine aus hanſeatiſch-engliſchen, ſehr ernſten Kreiſen ſtammende Lebensgefährtin, die ihren Gatten zu rechter Zeit

zu zügeln wußte und diese Herrschaft auch auf die Geschichten auszudehnen verstand. Sie teilte meine Erzählungen in drei Teile: den ersten bildeten die Geschichtlein, die ohne weiteres überall und vor jedem Ohre erzählt werden konnten. Der zweite Teil bestand aus solchen Geschichten, die wenigstens in Abwesenheit oder bei mehr oder weniger verschlossenen Ohren der gestrengen Gattin kundgegeben werden durften. Der dritte und letzte Teil war aber aufs strengste untersagt, er durfte niemals weitergegeben werden, ganz gleichgültig, ob die Ehegattin näher oder ferner war. Ich darf in meinen Lebenserinnerungen wohl gestehen, daß auch dieser dritte Teil gelegentlich unter vier Ohren weitergegeben wurde unter strengster Verschwiegenheit, die aber leider nicht immer innegehalten wurde. Das, was ich nun hier meinen lieben Lesern kundtue, ist selbstverständlich nur der erste Teil.

Ümmer äben

Die Generaldirektion der mecklenburgischen Friedrich-Franz-Eisenbahn, die Vorgängerin der deutschen Reichsbahn in unserm engeren Vaterlande, hatte auf vielfachen Wunsch der Reisenden einen Eilzug Warnemünde—Rostock—Berlin eingelegt, der vormittags gegen neun Uhr Rostock passierte und etwa um ein Uhr mittags in der Reichshauptstadt eintraf.

Meine Frau und ich hatten beschlossen, am ersten Tage dieses Zuges die neue Gelegenheit zu benutzen, und wir fanden uns

rechtzeitig auf dem Hauptbahnhof, dem früheren Lloyd-Bahnhof, in der Steintorvorstadt ein. Wer aber nicht kam, das war der Zug. Etwas aufgeregt wandte ich mich an einen in der Nähe stehenden, mir bekannten Eisenbahnbeamten und beschwerte mich über diese Art und Weise der Erfüllung eines lang gehegten Wunsches. „Awer rägen Sei sick doch nich up, Herr Doktor", erwiderte der Beamte, „Sei weiten doch, bi uns in Meckelnbörg geiht dat ümmer aeben, ümmer aeben." Darauf konnte ich allerdings nichts erwidern, denn der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn noch einmal wieder ein neues Wappen für unser teures Mecklenburg eingeführt werden sollte, dann müßte es den Spruch tragen: „Ümmer aeben, ümmer aeben" — „Immer langsam, immer ruhig, immer gemächlich". So warteten meine Gattin und ich, bis endlich aus der Richtung Warnemünde der Zug eintraf und uns nach Berlin beförderte.
Wie recht hat jener brandenburgische Kurfürst, dessen Standbild vor dem Schloß in Berlin die lateinische Inschrift noch heute trägt „Saevis tranquillus in undis", immer ruhig, auch in den aufgeregtesten Zeiten. So stimmen auch hier Brandenburg und Mecklenburg durchaus überein.

Rostocker Verkehrsordnung

Als vor einigen Jahren auch in der lieben Heimatstadt Rostock so eine Art Verkehrsordnung eingeführt wurde, postierte man an eine der wichtigsten Kreuzungsstellen der Stadt, nämlich auf dem Hopfenmarkt, gegenüber der Brei-

tenſtraße, einen Verkehrspoliziſten, eine große, gewinnende Geſtalt mit ſchlagbaumartigen Armen, die in der Luft hin- und herpendelten. Ob dieſer brave Poliziſt für ſein Amt beſonders eingearbeitet war, ließ ſich nicht feſtſtellen. Als er gefragt wurde: „Na, Fründing, wo geiht dat nu mit de nige Verkehrsordnung? Wo kamen Sei dormit ut?", gab er die klaſſiſche Antwort: „Ach, ſo ſlimm is dat gor nich. Wenn de Lüd mi nich grad ümführen, lat ick ſei führen as ſei will'n." Und in der Tat, auf ſolche Weiſe läßt ſich ſchließlich jede Verkehrsordnung gut und glatt löſen.

Adolf Ackermann

Eine der prächtigſten jugendlichen Geſtalten des alten Roſtock war Adolf Ackermann. Noch heute gibt es freilich recht alte Leute, die ſich dieſes aufſtrebenden Jünglings gut erinnern. Sein Vater war der hochangeſehene Oberappellationsgerichtsrat Ackermann, der in der Schnickmannſtraße nahe dem Strande ein noch heute in ſeiner urſprünglichen Weſensart vorhandenes Haus bewohnte. Vor dieſem Hauſe ſtand, wie an vielen Stellen des alten Roſtock, das damals noch ohne Waſſerleitung war, ein Brunnen, und dieſer Brunnen gewann eine gewiſſe Bedeutung für die Familie Ackermann, denn der Sohn Adolf, der Rufer im Streit aller ſchnickmannſträßlichen Jungens, hatte einmal gewettet, daß er am hellen, lichten Tage eine Tracht Waſſer aus dieſem Brunnen ſchöpfen würde und zwar ſo, wie ihn Gott ge-

ſchaffen hatte. Dieſe Wette, die ſich um eine Tüte Bonbons handelte — damals war man noch beſcheiden — hat er gewonnen, und irgendetwas Himmeleinſtürzendes iſt daraufhin nicht erfolgt. — Wenn ſeine Mutter eine Kaffeegeſellſchaft gab, und dieſe waren damals in Roſtock unter der vornehmeren Geſellſchaft gang und gäbe, dann kroch der liebe Adolf unter den runden Tiſch und langte das Stück Kuchen, das einer Dame präſentiert wurde, geſchickt in ſeinen Mund. Auch hatte er ſpitze Nadeln bei ſich, mit denen er in gewiſſe verletzbare Glieder der Damen zu ſtechen pflegte, was jedesmal einen leiſeren oder lauteren Aufſchrei hervorrief. — Von dieſem Adolf exiſtiert eine wundervolle Geſchichte.

Nachmittags um zwei Uhr pflegten die Jungens der Schnickmannſtraße unter Anführung von Adolf Ackermann unter lautem Geſchrei zur Schule zu ziehen, denn damals gab es noch an vier Tagen des Nachmittags Schulunterricht. Das Geſchrei war ſo laut, daß die brave alte Frau Crull, die Mutter des wohlbekannten Geheimen Juſtizrates Crull, die in der Schnickmannſtraße in einem ebenfalls noch heute vorhandenen Hauſe mit Veranda und künſtlichen Blumentöpfen wohnte, erſchreckt aus ihrem Schlaf aufwachte, auf den Balkon eilte und laut hinunterrief: „Ading.“ „Wat willſt du, Crullſch?“ war ſeine nicht ſehr höfliche Antwort. Damals nannte man alle Damen immer noch Crullſch, Müllerſch, Schulzeſch uſw. „Wenn du dat Schriegen lettſt, denn ſchenk ich di vier Schilling.“ Darob langes Schweigen,

Nachdenken und Beraten Adings mit ſeinen Genoſſen. „Smiet de vier Schilling runner, Crullſch!" Crullſch wickelte das Geld in ein Stück Papier und warf es hinunter. Der Erfolg blieb nicht aus. Einige Tage war es in der Schnickmannſtraße mäuschenſtill, und Frau Crull konnte ihren Nachmittagsſchlaf nach Belieben ausdehnen. Aber eines Tages wurde ſie unſanft aufgeweckt. Ein furchtbares Geheul ertönte von unten. „Crullſch, Crullſch, kam mal rut!" Die Verandatür öffnete ſich und Crullſch kam heraus und ſprach mit ſüß flötender Stimme: „Wat willſt du, Ading?" Darauf flog dasſelbe Stück Papier mit dem Geldſtück nach oben, das vor kurzem den Weg nach unten gefunden hatte. „Crullſch, dor heſt din vier Schilling wedder, nu lat uns ſchriegen." Ehrlichkeit gab es wahrlich damals noch unter den Roſtocker Jungens. Crullſch hatte ihr Geld wieder, und Ading mit ſeinen Genoſſen konnte „ſchriegen". Eine wahre Geſchichte aus Alt-Roſtock.

Adolf Ackermann wurde ſpäter Offizier bei den Neunzigern, quittierte den Dienſt und wurde Bürgermeiſter in Prüm im Rheinland. Er hat uns noch öfter beſucht und war immer derſelbe liebenswürdige, ritterliche und fröhliche Charakter.

Die Warnemünderin und Karfreitag

Bei dieſer Geſchichte muß ich beſonders an meine liebe, unvergeßliche mütterliche Freundin, Frau Oberlandesgerichtsrat Emma Spangenberg, geb. Diedrichs, denken, in deren Hauſe ich zum erſtenmal meine künftige Gattin, die damals in

einer Roſtocker Penſion weilte, kennen lernte, lang, lang iſt's her. Mutter Spangenberg, wie ſie allgemein genannt wurde, hatte ein ſchweres, ſehr ſchweres Leben. Ihr Mann war gemütskrank, lebte ganz für ſich, wollte niemanden ſehen und quälte ſeine Familie, vor allen Dingen ſeine Frau, die bei aller Liebe ihm nichts recht machen konnte. Ich war häufiger Gaſt im Spangenberg'ſchen Hauſe, ohne allerdings den Hausherrn je zu Geſicht zu bekommen. Aber ich hatte Freude daran, mich mit meiner lieben Mutter Spangenberg zu unterhalten, die einen unübertrefflichen Humor beſaß und Geſchichten erzählen konnte von einer Feinheit, einer Würzigkeit und einer Lebenswahrheit, wie ich ſie aus anderem Munde kaum wieder gehört habe. Doch zählen dieſe Geſchichten leider faſt alle zu jenem dritten Teil, deſſen Weitergabe mir verboten iſt. Immerhin möchte ich durch zwei kleine Geſchichten ihr Andenken meiner Familie bewahren.

In Warnemünde lebte eine alte, ſehr alte Frau, über neunzig Jahre alt, die in einem Hinterhäuschen an der Alexandrinenſtraße ihre Tage recht einſam zubrachte. An einem Karfreitag kam Beſuch zu ihr, um ſich nach dem Befinden der alten Dame zu erkundigen und etwaige Neuigkeiten zu berichten. „Na, wat maken Sei denn, Mudder Muſſehlſchen?" „Ja, wat ſall ick maken. Ick ſitt hier un ſtopp min Strümp." „Aewer, aewer", ſagt der Ankömmling, „hüt arbeiten Sei? Ja, weiten Sei denn gor nich, wat hüt is?" „Nee, dat weit ick nich." „Dat weiten Sei gor nich? Hüt is doch Karfriedag, hüt is dei grötſte Fierdag von dei ganze Chriſtenheit

to 'r Erinnerung an unſern Herrn Jeſus Chriſtus, den ſei an 't Krüz ſchlagen hewwen." „Ne, wat Sei ſeggen!" war die Antwort, „dorvon weit ick gor nix. Ick wahn achter ut un tau mi kümmt keener." Und dieſer Satz „Ick wahn achter ut un tau mi kümmt keener" iſt ſeitdem ſprichwörtlich ſowohl in Roſtock wie in Warnemünde geworden.

So 'ne leddige Bür

Auch dieſe Geſchichte ſtammt von Mutter Spangenberg, die ſie ſelbſt miterlebt hat.

Zu einem braven Warnemünder Ehepaar kam alljährlich als Badegaſt eine mecklenburgiſche adelige Dame mit ihrer unverheirateten, ſchon etwas angejahrten Tochter. Auf dem Hof des Hauſes — ein Warnemünder Haus beſtand damals aus dem Vorderhaus für die Badegäſte, aus dem Hinterhauſe für die Warnemünder Familie und einem verbindenden Hof — alſo auf dieſem Hof trocknete die Warnemünderin das Ölzeug ihres Mannes, der bei Sonnenſchein wie bei Sturm ſeinem Gewerbe als ehrſamer Fiſcher nachging. Ein leichter Wind war aufgekommen und blähte das flatternde Ölzeug zu menſchlichen Geſtalten ſeltſamer Art auf. Entſetzt eilt die adelige Dame zu ihrer Wirtin: „Aewer Fru Poddeus, wo können Sei dat Öltüg von Ehren Mann hier bi diſſen Wind up den Hof drögen! Sei weiten doch, ick heww 'ne unverheurat' Dochter!" „Ach", war die ruhige Antwort, „gnä Fru, wat kann dat Ehr Fräulein Dochter ſchaden, ſo 'ne leddige Bür!"

Der neue Direktor

Gegend: Wallpromenade, zwiſchen Großer Stadtſchule, dem heutigen Gymnaſium, und der Friedrich-Franz-Knabenſchule.

Zwei Pennäler, ſicherlich nicht älter als ſieben und acht Jahre, kommen gegen zwölf Uhr aus der Friedrich-Franz-Schule, mit ihrem Torniſter bepackt und eifrig miteinander verhandelnd. „Du", ſagt der eine, „heſt all hürt? Wi hewwen 'n nigen Direktor kregen. Dat ſall 'nen hölliſch ſcharpen Kierl ſien." Pauſe. Darauf der andere: „Ach, lat man, dat ward nich ſo ſlimm warden. Wi hewwen all ganz anner mör kraegen." Es war niemals ſehr einfach, in Roſtock Direktor oder Lehrer zu ſein, damals ebenſo wenig wie heute.

Der Fiſchereiverein

Zu den glücklichſten Erlebniſſen, die Roſtock vor dem Weltkrieg ſeiner Einwohnerſchaft bot, gehörte die Generalverſammlung des Roſtocker Fiſchereivereins. Sie fand im Monat Februar im Vereinslokal Riecks Geſellſchaftshaus in der Eſelföterſtraße ſtatt und fand aus allen Kreiſen der Bevölkerung einen oft die Räume des Saales überſteigenden Zuſpruch. Ich werde noch Gelegenheit haben, mich über den Fiſchereiverein an anderer Stelle auszuſprechen. Um ſieben Uhr begann die Feier, eingeleitet durch einen ernſthaften Vortrag von Sachverſtändigen auf dem Gebiete der Fiſchereivereine oder von einem Profeſſor unſerer Landesuniverſität, und dann folgte gegen neun Uhr das weitberühmte Fiſcheſſen,

auf das ſich die Teilnehmer im voraus ein ganzes Jahr freuten. Und was dann kam — nun, das ſoll wie geſagt ſpäter einmal berichtet werden.

Ich wohnte damals in der St. Georgſtraße. Gegen fünf Uhr morgens brachte mein Freund und lieber Hausgenoſſe, der Schifferälteſte Wilhelm Knüppel, mich auf den Weg. Ob es wirklich fünf Uhr war, läßt ſich nicht mehr entſcheiden. Freund Knüppel pflegte, gefragt, wann er denn eigentlich nach Hauſe gekommen ſei, immer zu ſagen: „Na, ſo üm dreiviertel." Alſo das wird wohl ſo um dreiviertel geweſen ſein. Im düſtern Schweigen lag die Stadt. Hier und da brannte ein trübes Gaslämplein, ſo recht geeignet, die Finſternis noch zu vermehren. Wir kamen in die Auguſtenſtraße, und ſiehe da, weit in der Ferne bewegten ſich geſpenſtiſche Schatten über die Häuſer hinweg. Es ſchien ſo, als wenn Rieſenarme, die ſich immer verlängerten, die einzelnen Etagen umklammerten und gleichſam um Hilfe riefen. Wir traten näher und fanden dort eine menſchliche Geſtalt, die ſich an den Häuſern zu ſchaffen machte. „Na, wat maken Sei denn hier, min leiw Fründing?" Eine heiſere Stimme antwortete: „Ick kam von 'n Fiſcheriverein." „Na, dat is ja ſchön, dor kamen wi ok her. Aewer wat maken Sei denn hier?" „Ja", ſagte der andere, „wat ick hier mak? Ick heww min Husnummer vergäten un kann nu min Dör nich finnen. Ick weit blot ——" „Na, wat weiten Sei denn?" „Ick weit blot, dat ick in 'n Hus mit 'n Breifkaſten wahn. Un nu klarr ick all dei Hüſer aw, üm diſſen Breif-

kaſten tau finnen. Aewer ick finn em nich." „Na", antworteten wir wohlwollend, „denn könen wi Sei ja helpen", und wir „klarrten" freundſchaftlich mit „den annern dei Hüſer aw". Aber ein Briefkaſten war in der Auguſtenſtraße nicht zu finden. Schließlich ſtellte ſich heraus, daß der Brave gar nicht in der Auguſtenſtraße, ſondern in der Paulſtraße wohnte. Wir fanden auch den Briefkaſten und lieferten unſern Fiſchereivereinsbeſucher glücklich ab. Aber das ſchöne Wort „Nu klarr ick all dei Hüſer aw", iſt im Gedächtnis der Beteiligten unvergeßlich geblieben.

Beim Photographen

Es klopft. Ein junges Mädchen vom Lande, eine rechte Unſchuld, tritt herein. Der Photograph fragt: „Was wünſchen Sie, Bruſtbild oder Knieſtück?" „Ne", ſagt die Unſchuld vom Lande, „dei Kopp möt ok mit up ſin." Und ſo wurde ein herrliches Bild angefertigt, bei dem der Kopf in voller Schönheit erſchien. Von Bruſt und Knie wollte das junge Mädchen anſcheinend in dieſem Fall nichts wiſſen.

Beides, beides, Herr Altſchwager

Ein ſehr angeſehener Mann in der Roſtocker Altſtadt war der Rentner Altſchwager. Er hütete ſorgſam zwei Schätze, einmal ſein nicht unerhebliches Geld, das damals in blanken Zwanzig- und Zehnmarkſtücken wohleingepackt im Geldſchrank ruhte, und ſeine nicht minder ſchöne Tochter, deren

funkelnde ſchwarze Augen die Männerwelt begeiſterten. So war es denn ſelbſtverſtändlich, daß ſich zahlreiche Freier bereit fanden, um die Hand der ſchönen Tochter zu werben, mit leichten Seitenblicken auf das nicht minder gewichtige Vermögen. Aber Herr Altſchwager hütete ſeine beiden Schätze etwa wie Fafner den Nibelungenhort, und er fuhr jeden Freier grob an.

Eines Tages erſchien vor ihm in Frack, weißer Binde und weißen Handſchuhen ein neuer Freier. Herr Altſchwager war ſchlechter Laune und fuhr ihn an: „Was wollen Sie, meine Tochter oder mein Geld?" Ganz benaut und erſchrocken ſtammelte der angehende Bräutigam hervor: „Beides, beides, Herr Altſchwager."

Ob er angenommen oder abgewieſen wurde, verzeichnet die Legende nicht. Es iſt aber anzunehmen, daß die ſchöne Tochter und das nicht minder ſchöne Vermögen doch ſchließlich in die rechten Hände gekommen ſind. Herr Altſchwager aber iſt in die Ewigkeit eingegangen mit dem heute noch überall in Roſtock und Umgegend populären Spruch: „Beides, beides, Herr Altſchwager."

Dat Ingedöm

In der Nähe Roſtocks hatte ich einen guten Freund, einen Erbpächter, mit dem ſich vortrefflich plaudern ließ. Er war ein lebenskluger, witziger und gegen Anfechtungen aller Art gefeiter Mann. Eines Tages komme ich wieder zu ihm und entdecke in einem ſeiner Zimmer etwas bisher Unbekanntes,

nämlich ein großes Klavier. „Nanu", ſagte ich, „Rudolf, büſt du plötzlich muſikalſch worden? Dat heww ick jo noch gor nich wüßt." „Ne, Fieding", ſagte er, „muſikalſch bün ick nich worden. Dat Ding dor, dat Klavier, heww ick nämlich up 'ne Aukſchon köft, un du magſt mi glöben oder nich, weeſt du, wat ick dorför bitahlt heww?" „Ne", ſagte ich, „dat weit ick nich." „Drei Mark un dat is doch würklich nich tau veel." „Na, un nu ſpälſt du flietig dorup oder öben din Kinner dei ſchönſten Melodien in?" „Ne", ſeggt hei langgedehnt un makt dei Klapp an dat Klavier up, „dat oll Ingedöm heww ick rutnahmen, un nu is dat min niege Spieskamer." Und er zeigte ſtolz auf die Würſte, den Käſe, die Eier und mancherlei Getränke, die er ſehr geſchickt und ſorgfältig in dem ehemaligen Klavier aufgehoben hatte. Aewer dat Ingedöm, dei Taſten un dei Saiten un wat ſüß tau ſo 'n Inſtrument gehürt, dat hadd unſ' prächtige mekelbörgſche Landwirt rutnahmen, un hei hadd ſo wat Nieges taurecht makt, dat em god geföhl. Ick glöw, wenn man ſo in 'n Laewen öfter ut all dei kantigen Möbels oder dei kantigen Minſchen dat Ingedöm rutnähmen künn, denn keem mierſtens wat Bäteres rut, beſonders wenn för dei Stein, dei väle Lüd in dei Boſt hewwen, ein Hart rinnerſett warden künn.

Der Roſtocker Student

Bei einer Gerichtsverhandlung, bei der es ſich um eine ganz harmloſe Übertretung eines Roſtocker Studenten han-

delte, wurde ein wohlbekannter Dienſtmann vom Blücherplatz als Zeuge aufgerufen. Er ſollte ausſagen, was er ſich unter einem Roſtocker Studenten eigentlich vorſtelle. Der Dienſtmann, der nicht auf den Kopf gefallen war, dachte einen Augenblick nach und erwiderte alsdann folgendes: „Dat will ick Sei ſeggen, miene Harren, wat nah miner Aewertügung 'n Roſtocker Student is, denn dei Oes kenn ick.

Dat kickt ut 'n Finſter,
Dat ſpuckt up dei Straat,
Dat ſüppt Bier,
Dat deit nicks,
Un dat is 'n Roſtocker Student."

Auf dieſe Ausſage hin wurde die Zeugenvernehmung ſofort geſchloſſen und der betreffende Student zu einer gelinden Geldſtrafe verurteilt.

Das ländliche Feſt

Große Geſellſchaft auf einem bekannten Rittergut. Wagen auf Wagen rollt heran, denen geputzte Damen und befrackte Herren entſteigen. Unter der Tür ſteht die ehemalige Amme, das jetzige Kindermädchen, mit dem zweijährigen Töchterlein des Gutsbeſitzerehepaars auf dem Arm und bewundert die Ankommenden. Alsdann große Tafel, aufs ſchönſte dekoriert. Alle Gäſte in beſter Stimmung, wozu köſtliche Speiſen und Getränke beigetragen haben. Auf allgemeinen Wunſch er-

ſcheint am Schluß das zweijährige Töchterlein wiederum auf dem Arm ſeiner ehemaligen Amme. Beim Eintritt des Sprößlings allgemeines bewunderndes Schweigen. Und dann ertönt plötzlich eine helle Kinderſtimme mit dem klaſſiſchen Ausruf: „Kiek, wie dei Oes ſick putzt hewwen." Darauf zunächſt neues Schweigen und dann ein brauſendes, nicht endenwollendes Gelächter.

Als die ehemalige Amme mit dem Kind im Arm die Gäſte hatte ankommen und aus den Wagen ſteigen ſehen in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, da hatte ſie als echte Mecklenburgerin das geſagt, was wir alle vielleicht beim Anblick dieſer Staatskaroſſen und deren Inhalt geſagt hätten, nämlich: „Kiek, wie dei Ös ſick putzt hewwen." Das hatte das Töchterlein natürlich ſofort aufgeſchnappt und nach Kinderart ohne jedes Bewußtſein auch nur des leiſeſten Unrechts wieder von ſich gegeben. Aber der Spruch haftet in unſer aller Gedächtnis und wird bei ähnlichen Gelegenheiten auch von Erwachſenen in Roſtock und Umgegend vielfach verwendet. Denn das Wort Aas auf Plattdeutſch hat keinen irgendwie beleidigenden Sinn, ſondern es bedeutet unter Umſtänden eine Anerkennung. So ſagen wir „Dat is 'n aaſigen Kierl", das iſt ein wirklich tüchtiger Menſch.

Die Frau Bürgermeiſterin

Bürgermeiſter Eduard Burchard zu Roſtock hatte eine ſehr originelle Gattin, eine Dänin, die das Deutſche mit bekanntem naſalem Kopenhagener Dialekt ſprach, das S mit

ſüßlich ſcharfem Akzent, während das Sch für ſie unausſprechlich war. In ihrer Eigenſchaft als Bürgermeiſtersgattin hatte die Dame ſehr viel zu repäſentieren, weil die Roſtocker Geſellſchaft offiziell bei ihr verkehrte. Aber die Frau Bürgermeiſterin war zugleich der Schrecken aller Lohndiener, weil ſie ſparſam, ſehr ſparſam, man möchte faſt ſagen, geizig war. Für jeden Gaſt wurden wohlabgezählt ein Stücklein Fleiſch, eine Scheibe Mett- oder Leberwurſt und ein ganz kleines Stückchen Käſe zurechtgelegt. Wehe, wenn einer mehr nahm, als ihm zugeteilt wurde. Aber die Roſtocker hatten ſchon damals einen ſehr guten Appetit, der ſich an keinerlei Rangordnung hielt. So ſtürzten denn die Lohndiener zu der Dame des Hauſes: „Frau Bürgermeiſterin, wir kommen nicht aus. Der Herr Geheimrat hat zwei Stücke Mettwurſt und Herr Konſul ſogar drei Stücke Fleiſch genommen.“ Empört ſprang die Dame auf und rief ganz laut, ſo daß es über den Tiſch hinüberklang: „Sſie ſſollen nicht ſſaufen und freſſen, ſſie ſſollen ſſich amuſſieren.“ Und dieſer Spruch iſt in der älteren Generation auch heute noch wohlbekannt und wird gelegentlich in gleichgearteten Fällen angewandt.

Dat Gräfnis

Eines Tages ging ich zu einer in Roſtock wohlbekannten Blumenhandlung, um einen Kranz für eine Beerdigung zu beſtellen. Nachdem wir handelseinig geworden waren, ſagte ich zu der Verkäuferin: „An ſich wäre es doch beſſer, wenn man, ſtatt das viele Geld für Blumen, Kränze, Palmen

aller Art auszugeben, an dem ernſten Tage einer Beſtattung an die Armen und Bedrückten dächte.“ In der Schweiz wäre dies zum Beiſpiel allgemein. Unter der Todesanzeige ſteht dort: „Statt Blumenſpenden gedenke man der Wohltätigkeitsinſtitute“. Ich ſelbſt hätte in mein Teſtament einen Paragraphen aufgenommen, in dem ich mir bei meinem Ableben alle ſolche Blumenſpenden verbäte. Da aber kam ich an die Unrechte, denn meine werte Frau T. ſagte: „Aber Herr Doktor, das kann doch nicht Ihr Ernſt ſein, ſich ſo etwas Liebes zu verbitten. Es gibt ja ſchon heute ſoviele Leute in Roſtock, die ſich freuen, endlich einmal ein gutes Geſchäft zu machen.“ Nun, ich war geſchlagen und ſagte: „Wenn die Sache ſo liegt, will ich die Gelegenheit zu einem guten Geſchäft nicht ſtören und den betreffenden Paſſus in meinem letzten Willen wieder ſtreichen.“ Aber er ſteht gar nicht darin; es war von mir nur ſo eine Redensart.
Dann begegnete ich einer in Roſtock hochangeſehenen Dame, deren Tätigkeit Zeit ihres Lebens Menſchenliebe geweſen iſt und bleiben wird. Zu dieſer Dame, nennen wir ſie Frau Senator, kam eine Frau aus dem Volke, um zu danken für ihr erwieſene Wohltätigkeit. „Dat möt ick Sei aewer ſeggen, Fru Senator. Wenn Sei mal dod bliewen, denn ſall 'n Sei mal ſeihn, wat för Lüd hinner den Sarg achteran lopen.“ Darauf war allerdings nichts zu erwidern. Aber es iſt erfreulich, wenn man ſchon zu ſeinen Lebzeiten eine gewiſſe Anerkennung findet und weiß, dat hinner den Sarg doch alle möglichen Manns- un Frugenslüd achteran lopen.

Schipper Ahrens

Zeit: 1887, Neuwahlen zum Reichstag.
Ort: Der große Saal des Tivoli-Etabliſſements zu Roſtock.

Reichstagswahlen waren in Mecklenburg etwas ganz Beſonderes, denn Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz waren bis 1919 die einzigen Länder in Deutſchland, die ohne jede Verfaſſung geblieben waren. Alle Verſuche der Großherzöge und der Bevölkerung, hierin eine Änderung zu ſchaffen, ſcheiterten an dem Widerſtand der ſogenannten Stände, Dinge, die uns heute faſt unverſtändlich vorkommen, aber zu den Eigentümlichkeiten gerade Mecklenburgs gehören. Als 1867 durch Bismarck zunächſt der Norddeutſche Bund und 1871 das Deutſche Reich geſchaffen wurden und damit als geſetzgebende Körperſchaft der Deutſche Reichstag, war auch für beide Mecklenburg die Stunde zu allgemeinen Wahlen und damit auch zu öffentlichen Verſammlungen gekommen. Dieſe öffentlichen Verſammlungen, die bis dahin völlig unbekannt waren, fanden naturgemäß ſehr lebhaften Zuſpruch ſeitens aller Schichten der Bevölkerung, denn ſie waren etwas Neues, und die Geiſter platzten oft lebhaft, wenn auch immer mit einem gewiſſen Anſtand, aufeinander.

Das Tivoli hat dort gelegen, wo ſich heute die Reichsbankſtelle und das Real-Gymnaſium befinden. Es war ein verzwickt gebautes Grundſtück, zu dem man durch den Garten in einem gegen Regen geſchützten langen Gang gelangte. Man kam dann zunächſt in den Vorſaal, in dem ſich das Büfett

befand, und dann mittels einer Treppe in den großen Saal, der, verbunden mit einer Galerie, bis viertausend Personen faßte. Die Bühne, die in den Reichstagswahlzeiten zugleich als Rednertribüne diente, war vom Saal aus nicht zu erreichen, sondern man mußte von hinten auf einer Hühnerstiege emporklimmen, was namentlich für alte und etwas beleibte Herren nicht ganz leicht war. Damenwelt als Zuhörerinnen gab es noch nicht.

Es handelte sich bei unserer Erzählung um eine konservative Versammlung, die von dem bekannten Justizrat Dahlmann, dem ritterschaftlichen Syndikus, einem sehr geschickten Manne, geleitet wurde. Saal, Vorsaal und Galerie waren überfüllt. An ein Sitzen war nicht zu denken; Kopf an Kopf stand die Menge, andächtig den Worten des Redners lauschend und begierig, sich über die politischen Vorgänge im Reich wie in den Einzelstaaten unterrichten zu lassen. Der Redner hat geendet, der Vorsitzende fordert zur Aussprache auf. „Wenn einer der Anwesenden eine Frage an den Herrn Redner zu richten hat, so bitte ich, sich unter Namensnennung zu melden!", klingt es durch den Saal. Tiefes Schweigen. Niemand meldet sich. Der Vorsitzende wiederholt seine Frage: „Wünscht einer der Anwesenden das Wort?" Ganz hinten hört man plötzlich ein Geräusch; vom Vordersaal aus der Gegend des Büfetts herrührend, ruft einer, anscheinend vom langen Laufen erhitzt: „Ick, ick bidd üm 't Wurt." „Wie heißen Sie?" „Schipper Möller." „Herr Kapitän Müller hat das Wort." Totenstille. Man würde eine Feder, die im Saal

hin- und herflattert, rauſchen hören, ſo geſpannt iſt die Menge. Und nun folgen die klaſſiſchen Worte des Herrn Kapitän Müller, keuchend, heiſer, laut hervorgeſtoßen: „Schipper Ahrens ſall na Hus kaamen, ſin Fru hett 'n Kind krägen.“ Einen Augenblick Stille, dann bricht ein homeriſches Gelächter aus der Rieſenmenge, wie ich es weder vorher noch nachher je wieder gehört habe. Die Verſammlung iſt aus, Schlußworte gibt es nicht mehr, denn alles übertönt dieſes mehr als homeriſche Gelächter. Situationskomik. Schiffer Müller war von dem glücklichen Hauſe abgeſandt, um dem Vater die Geburt des neuen Familienmitgliedes zu melden. Er wußte, daß der Vater, Kapitän Ahrens, in der politiſchen Verſammlung war. Aber wie ihn dort finden und herausholen? Als „ſwienplitſcher“ Mecklenburger kam er auf den richtigen Gedanken, ſich zum Wort zu melden und die Tatſache der Geburt eines neuen Weltbürgers in Form einer politiſchen Ausſprache anzubringen. Er hatte damit vollen Erfolg, denn im Triumph wurde Schiffer Ahrens nach Hauſe geleitet. Aber das Gelächter pflanzte ſich aus dem Saal fort, verbreitete ſich in der ganzen Stadt Roſtock und währte nicht nur den Abend, ſondern die ganze Nacht, in allen Lokalen, in denen für dieſe Nacht die Polizeiſtunde aufgehoben war.

Lohengrin un dat Husmäten

Eine wohlbekannte Roſtocker Dame, die wie manche andere Hausmutter die Welt mit elf Kindern beſchenkt hat, ohne dabei an Körperkraft und Humor zeit ihres Lebens zu verlieren, wollte ihrer Meta eine Freude machen. „Na", Meta, wat würden Sei ſeggen, wenn ick Sei 'n Theaterbiljet ſchenken würd? Hüt giwwt dat „Lohengrin". Hewwen Sei dor woll Luſt tau?" „Aewer natürlich, gnä' Fru. Dat is ja dei grötſte Freud, dei man mi maken kann." Und ſo ging Meta ins Theater.

Am andern Morgen fragt nun die gnädige Frau ihr Mädchen: „Na, Meta, wi wier dat giſtern abend?" „Oh, dat wier wunnerſchön. Ick wüßt gor nich, wat ick för lurer Bigeiſterung anfangen ſüll." „Na, hewwen Sei denn ok allens verſtahn, wat dor in 't Theater upführt wür?" „Ja, gnä' Fru, dat mierſte heww ick verſtahn. Blot dat ein is mi nich ganz klor, wat dei Küraſſier tau dei Gaus ſeggt hett. Dat heww ick nich verſtahn."

Das Interimstheater zu Roſtock

Ein Idyll

Im Jahre 1883 war unſer liebes, altes, einſtmals hochberühmtes Stadtheater abgebrannt. Es ſtand etwa dort, wo ſich jetzt das Ständehaus am Wall befindet, doch ging die Front des alten Stadttheaters nicht nach dem Wall zu, der durch einige Privathäuſer verdeckt war, ſondern nach der

1896 Steinſtraße. Bis 1892, bis zur Einweihung des prächtigen neuen Stadttheaters, gab es bei uns nur ein ſogenanntes Interimstheater, gelegen an dem Chriſten'ſchen Bau zwiſchen Friedrich-Franz-Straße und Auguſtenſtraße, der noch heute vorhanden iſt und techniſchen Zwecken dient. Der Leiter des Interimstheaters hatte es ſchwer, denn das Publikum war verwöhnt, und die Räume waren wenig anſprechend. Man nannte das Gebäude etwas unziemlich „das Flohtheater". Beſonderes Gewicht wurde auf den Garten und auf die Pauſen gelegt, in denen man ſich an Speiſ' und Trank oft ſehr lange ergötzte. So erinnere ich mich einer Aufführung der „Hugenotten" von Meyerbeer, in der die Pauſe vom vierten zum fünften Akt, dem Schlußakt, etwa dreißig Minuten dauerte. Das Publikum auf der Galerie lärmte in bekannter Roſtocker Weiſe und trampelte mit den Füßen: bum-bum, bumbumbum, lang-lang, kurz, kurz, kurz. Dieſes ſchöne Geräuſch habe ich ſpäter an den franzöſiſchen Theatern mit beſonderer Lebhaftigkeit wiedergetroffen, während es bei uns nur noch zu den Erinnerungen gehört. Als dann ſchließlich nach einer halben Stunde der Vorhang in die Höhe ging, ſetzte die Muſik mit rauſchenden Akkorden ein, die Bühne war mit den geſamten männlichen und weiblichen Teilnehmern angefüllt, alles bewies eine kriegeriſche Stimmung, ein Schuß ertönte, ſämtliche auf der Bühne vorhandenen Perſonen fielen um, und der Vorhang ging herunter; geſungen wurde weiter kein Ton. Das war der fünfte Akt der „Hugenotten" des Roſtocker Interimstheaters.

Dieſes Lärmen der Galerie war nun einigen beſonders vornehmen Roſtockern unangenehm, am unangenehmſten dem würdigen Großkaufmann und Reeder B., einer prachtvollen, ſchlanken, ſchönen Figur. Ihm wurde berichtet, daß man eigentlich gar nicht mehr in dieſes Theater gehen könnte, weil das Publikum ſich ſo ungezogen benähme. „Ach, das werde ich ſchon kriegen", ſagte unſer B. und erſchien denn auch eines Abends im Parkett würdevoll und mit ſeiner ganzen Autorität ausgeſtattet. Kaum gab es eine Pauſe, ſo fing das Trampeln und der Spektakel von der Galerie wieder an, und ein Höllenlärm brach los. Der alte B. erhebt ſich nun in ſeiner ganzen Länge und ruft nach oben: „Ruhe." Der erſte Erfolg war Totenſtille; keiner muckſte ſich. Dann aber geſchah das Unerhörte. Eine Stimme von oben rief, ſo daß es jeder hören konnte: „Du, du kannſt mi ſüß wat", und dann folgte das berühmte Zitat aus Goethes „Götz von Berlichingen", am beſten im Urgötz nachzuleſen, jenes Wort, das Götz an den kaiſerlichen Trompeter richtete. Als dieſes herrliche Wort von der Galerie des Roſtocker Interimstheaters ertönte, war es auch mit der Autorität des Herrn B. vorbei. Es brüllte vor Lachen nicht nur die Galerie, ſondern das ganze Theater, und niemand hat es mehr verſucht, ſich Ruhe zu verſchaffen.

Neujahrsgratulation

Als mein Vater im Jahre 1864 zum kaufmänniſchen Senator, das heißt zum Mitgliede des ehrbaren Rates der Seeſtadt Roſtock, gewählt war, ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch in Ehren verwaltete, lag ihm wie ſeinen Kollegen ob, am Neujahrstage zahlreiche in ihrer Zuſammenſetzung ſehr verſchiedene Beſuche zu empfangen. Er tat dies vormittags von neun Uhr ab in ſeinem Kontor, und zwar in dem Aufzuge, in dem damals unſere alten Herren im Hauſe an Feiertagen zu erſcheinen pflegten. Die Bekleidung beſtand lediglich aus Hemd, Hoſe und dem allgemein üblichen und unentbehrlichen Schlafrock, einem Kleidungsſtück, das heute leider an Bedeutung ſehr verloren hat. Kragen, Schlips, Manſchetten und ähnliche Beſtandteile der Kleidung wurden erſt angelegt, wenn Beſucher im Vorderhauſe erſchienen oder wenn man auf die Straße ging.

Alſo mein Vater in ſeinem Kontor am Neujahrstage in der ſoeben beſchriebenen Bekleidung. Es kamen die Nachtwächter, um zu gratulieren und den üblichen Obolus, den Lohn für ihre Mühe, einzuheimſen. Es kamen die Schornſteinfeger, der Küſter des zuſtändigen Kirchſpiels. Damals hatten die Paſtoren eine ſchwere Bürde zu tragen, denn ſie hatten kein feſtes Einkommen, ſondern waren angewieſen in der Hauptſache auf die Erträgniſſe des Klingelbeutels und auf den Gratulationserfolg ihres Küſters am Neujahrstage. Sehr würdig war es nicht, beſonders für die nicht, denen die be-

ſonderen Einnahmen der Kirchſpiele aus Gutsbeſitz und Pfründen aller Art fehlten. Nur zu bekannt iſt jener Spruch, der ſich auf die vier Kirchſpiele des alten Roſtock bezog:

„Marien reich,
Jakobi ihr gleich,
Nikolai arm,
Petri, daß ſich Gott erbarm."

Und ſchließlich kamen die zahlreichen Beamten und Unterbeamten der ſtädtiſchen Verwaltung. Mein Vater war unter anderm Präſes des Bauamtes, eines beſonders wichtigen Arbeitsamtes, dem auch das aufblühende Warnemünde zum Teil unterſtellt war. Der führende Bauamtsdiener hieß Wienke und war ein ſehr origineller, tüchtiger Menſch, der in ſeiner blauen Uniform mit blanken Knöpfen gar ſtattlich ausſah und auch, naturgemäß nur auf Plattdeutſch, das Wort zu meiſtern wußte. Die kleine Schwäche, die er beſaß, wird in dem, was ich nun hier erzähle, berührt werden.
Es klopfte an die Tür des Kontors. Wienke trat ein. „Goden Dag ok, Herr Senator." „Goden Dag, Wienke." „Ick wull Sei välmal tau 't nige Johr gratulieren un Sei un Ehrer Familje allens Gode wünſchen." Darauf mein Vater: „Ick dank Sei ok, Wienke, för Ehre Wünſche, un ick will Sei nu an diſſen fierlichen Dag mal 'n bäten tau Harten reden. Seihn Sei, Wienke, wie arbeiten ja nu all lange Johr tauſamen, un ick möt ſeggen, dat ick mit Sei ſiehr taufreden bün. Sei daun Ehr Pflicht, ſo wie ſick dat för einen anſtänni-

gen Roſtocker Beamten gehürt. Sei ſünd ümmer pünktlich morgens an Ehren Diſch un ſünd abends bei letzt', dei nah Hus geiht. Aewer eins möcht' ick Sei in aller Fründſchaft doch ſeggen, Wienke. Dat geiht doch nich an, dat Sei aw un tau 'n bäten tau väl von den gauden Branntwin tau ſick nähmen un dat Sei denn morgens in 'n Rinnſtein funnen warden von dei Inwahners, dei ganz genau weiten, mit wän ſei tau daun hewwen. Seihn Sei, dat paßt ſick för keenen Minſchen, am wenigſten för Sei, dei Sei Fru un Kinner hewwen. Wat makt dat för 'n Indruck grad up Ehre Familje. Alſo Wienke, ſo wünſch ick Sei denn för dat nige Johr, dat Sei an ſick ſo bliewen, as Sei ſünd, dat Sei ſick aewer in Ehren eegenen Intereſſe dat verdammte Supen awgewöhnen!" Und damit ſchüttelt mein Vater Wienke herzlich die Hand. Der Bauamtsdiener Wienke bleibt einen Augenblick unbeweglich ſtehen, und dann ſagt er treuherzig zu meinem Vater: „Herr Senator, ick dank Sei ok välmals för dei ſchönen Würd, dei Sei mi in dat nige Johr mitgewen hewwen, un ick wünſch Sei datſülwe!" Und damit ſchieden beide im vollen Einvernehmen voneinander. Ob Wienke ſich dieſe kleine, in Roſtock übrigens ziemlich verbreitete Schwäche abgewöhnt hat, konnte ich nicht feſtſtellen.

Dörtchen Saß

Eine Jugendfreundin meiner Großmutter väterlicherſeits, Dörtchen Saß, lebte in hohem Alter, betreut von einer ebenſo alten und ebenſo wunderlichen Stütze, in der Pädagogienſtraße zu Roſtock. Sie war, da es damals noch keine Altersrente und keine Wohlfahrtsinſtitute gab, auf die Unterſtützung wohlwollender Perſonen angewieſen. Aber ſie war zugleich ſehr kritiſch den Spenden gegenüber, die bei ihr eintrafen. Mein Elternhaus ſchickte einmal in der Woche eine Menage, die genau dasſelbe Eſſen enthielt, was in der Langenſtraße verzehrt wurde. Wenn dann Dörtchen Saß den Deckel des Gefäßes öffnete, entfuhr ihr immer das ſeitdem geflügelt gewordene Wort: „Ümmer Hamel, ümmer Hamel!", womit ſie ſagen wollte, daß etwas mehr Abwechſlung ihr nicht unerwünſcht war. Als mein Vater ſich von ſeinem erſten Gelde, es war um das Jahr 1854, einige wertvolle Bücher erworben hatte — er war immer ſehr ſtolz auf ſeine vielſeitige Bücherei — da lud er auch Dörtchen Saß zur Beſichtigung ein. Und Dörtchen kam eines Sonntags vormittags, freudig empfangen von meinem Vater und in das betreffende Zimmer geleitet. Dörtchen nahm die einzelnen Bücher in die Hand, muſterte ſie kritiſch, ſah ſie lange von innen und außen an, und dann ſagte ſie ſchließlich zu meinem Vater: „Fritzing", und ſie legte dabei die Bücher wieder aus der Hand, „Fritzing, dor kümmt nicks ruter bi dei Auktſchon!" Dieſes

Urteil war allerdings vernichtend, und mein Vater war froh, als Tante Saß wieder aus dem Zimmer heraus war. Aber auch dieſes Wort kurſiert nach wie vor in der Witte'ſchen Familie, wenn man irgendetwas bewundern ſoll: „Ne, dor kümmt nicks ruter bi dei Auktſchon!"

Ländliche Geſellſchaft

Der alte Dieſtel auf Grambow in Mecklenburg-Schwerin war ein ebenſo origineller wie an ſich liebenswürdiger Mann. Aber über ſeine Eigenheiten kam er nicht hinweg, und zu dieſen Eigenheiten gehörte, daß er gern Menſchen, fröhliche Menſchen um ſich ſah, ſie auf ſeinem Gute feſtlich bewirtete, aber verlangte, daß um zehn Uhr abends pünktlich Schluß war. Da er etwas taub auf beiden Ohren war, ſo ſprach er laut ſeine Gedanken aus.

So war denn eines ſchönen Tages große Geſellſchaft in Grambow, viele junge Leute, die ſich vor allen Dingen am Tanz ergötzten. In einer Ecke ſaß ein junges Paar, das eifrig miteinander plauderte und ſich anſcheinend etwas ganz Beſonderes zu ſagen hatte. Da ſchlug die Uhr zehn, der alte Dieſtel horcht auf und geht zu ſeiner Gattin und ſagt: „Mudder, dei Klock is teihn. Nu is dei Sak tau En'n, dei Lüd möten nah Hus." „Aewer Vadding", flüſtert die Frau dem Gatten ins Ohr, „täuw doch noch eenen Ogenblick. Dort in der Ecke ſitzt ein junges Paar und ſpricht eifrig zueinander. Ich glaube, die beiden wollen ſich verloben." Die

Mutter ſagt es leiſe, aber der Alte bricht nun mit Donnerſtimme los, ſo daß es bis in den entfernteſten Winkel des Hauſes zu hören iſt: „Verloben? Können ſick morgen verloben, jetzt ward tau Bett gahn!", und er ließ ſich nicht beruhigen. Das junge Paar ſtob auseinander, und aus der Verlobung iſt leider nichts geworden.

Fläuten Sei doch Ehren Hummer!

Im alten Roſtock gab es nicht wie heute zahlreiche Delikateß-Geſchäfte. Der erſte, der mit Wild handelte, war Guſtav Mau in der Blutſtraße, der Bruder des altberühmten Gottlieb Mau, des erſten Importeurs von Erlanger Bier, wohnhaft Langeſtraße 79. Der Laden von Guſtav Mau war ſehr eng, es war überhaupt gar kein Laden, ſondern es war eine Holzwand, in der ſich eine Schiebetür öffnete und der Kopf des Inhabers hervorlugte. Das Wild wurde nur in ganzen Stücken verkauft, nicht etwa ſo wie jetzt als Rücken oder Keule, fertig zum Braten zurechtgemacht. Die Herren Magiſtratsmitglieder erſchienen nur ſelten bei Guſtav Mau, denn ihnen wurde damals das Wild aus den ſtädtiſchen Forſten koſtenfrei geliefert. Aufſchnitt war bei den Schlächtern überhaupt nicht zu haben, ſondern nur an der Hege hinter dem Rathaus bei Kleeſattel. Welch alter Roſtocker kennt nicht dieſen Namen und dieſes Geſchäft! Es war nur ein dunkles Privatzimmer, von einem Öllämplein erhellt, und auf dem Kredenztiſch ſtanden ein paar Teller mit

einigen Scheiben Wurſt, rohem und gekochtem Schinken und ein paar Salzgurken. Aber es war doch eine Möglichkeit, Aufſchnitt zu bekommen. Die meiſten Roſtocker Haushaltungen ſchlachteten ja ſelber ein und hatten es nicht nötig, ſich anderswo einzudecken. Damals konnte die Hausfrau noch etwas. Und da erſchien plötzlich in der Steinſtraße ein Delikateſſengeſchäft, errichtet von Eduard Reuß, ſeines Zeichens früher ein Matroſe. Die Roſtocker Schiffsmannſchaft war immer in allen Sätteln gerecht, und ſo gab es in Roſtock auch Lehrer, die früher Matroſen oder Zimmerleute geweſen waren. Herr Reuß verſtand es, unterſtützt durch ſeine treffliche Gattin, ſein Geſchäft zu dekorieren und namentlich im Eingang, ſo eng er war, einige Körbe mit auserleſenen Früchten, Gemüſen und hier und da auch lebenden Hummern aufzuſtellen.

So kam eines Tages ein großer Hund und beſchnupperte die lebenden Hummer, wobei eines dieſer ſtachlichen Tiere ſich in ſeinem Schwanz feſtklemmte. Heulend ſprang der Hund fort, und Herr Reuß kam aus dem Laden geſtürzt und rief den Herrn des Hundes an: „Min Herr, fläuten Sei doch Ehren Hund!“ „Ach wat“, ſagt jener ganz ruhig, „fläuten Sei doch Ehren Hummer!“ Darob großes Gelächter der inzwiſchen herbeigeeilten Menge. Schon damals gab es wie heute in Roſtock viele Müßiggänger, die bei jeder Gelegenheit zur Stelle waren. So wurde denn der Hund von dem Hummer befreit, und der Letztere im Triumph Herrn Reuß wieder zugeſtellt.

Mudder Haas

Wer kennt nicht das Mecklenburger Städtlein Kröpelin, und wer kennt nicht zugleich das ſtattliche Haaſe's Hotel, wie eine Burg am Marktplatz gelegen? Dort gab es immer in hervorragender Weiſe mecklenburgiſche Küche und einen wunderbaren Keller mit köſtlichen Weinen. Nirgends wurden die Gäſte ſo betreut wie vom Ehepaar Haaſe, und nur ungern verließ man dieſe gaſtliche Stätte. Als dann der Wirt frühzeitig die Augen geſchloſſen hatte, da waltete ſeine Gattin, im Volksmund „Mudder Haas" genannt, ihres Amtes, und ſie genoß das größte Anſehen, nicht nur bei den materiellen, ſondern auch bei den andern Menſchen. Nur einmal im Monat, am letzten Sonnabend, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück, ſchloß die Türen und verlebte dort mit den von ihr ſelbſt bereiteten Speiſen und zahlreichen Fläſchlein der verſchiedenſten Getränke einen beſonderen Abend und eine beſondere Nacht. Aber ſie verlebte dieſe Stunden nicht etwa allein, denn ſie war ein geſelliges Weſen, ſondern zuſammen mit einer Freundin, die ſich regelmäßig am letzten Sonnabend des Monates abends gegen ſieben Uhr einſtellte. Es war ebenfalls eine Witwe, eine Rittergutsbeſitzerin, die in der Nähe von Kröpelin wohnte und ähnlich wie Mudder Haas das Bedürfnis hatte, einmal im Monat ein Seitenſprünglein zu machen. So raſſelte denn die Staatskaroſſe heran auf dem Pflaſter, das ſich kaum von dem heutigen Kröpeliner Straßenpflaſter unterſchied, und der getreue

Johann saß oben auf dem Bock und lenkte die stattlichen Pferde. So ganz leicht war es nicht, die Frau Rittergutsbesitzerin aus der Karosse herauszuholen, denn sie war wohlbeleibt, ebenso beleibt wie Mudder Haas, und es war nicht ganz leicht, sie die Treppe nach oben hinaufzugeleiten. Aber es gelang, und so blieben denn die beiden Damen bei Speis' und Trank beieinander. Es wurde zehn Uhr, es wurde zwölf Uhr, es wurde drei Uhr und — es wurde fünf Uhr. Der Morgen fing an zu dämmern, und schließlich sank die Frau Rittergutsbesitzerin sanft und selig unter den Tisch und entschlummerte, nur ein langgezogenes Schnarchen gab von ihrer Existenz Kunde. Aber Mudder Haas folgte diesem Beispiel nicht, sie blieb immer die Siegerin und thronte auf ihrem Stuhl und lächelte über eine Welt, die nichts mehr vertragen konnte. Dann schloß sie die Stubentür auf und rief laut nach unten: „Jehann, kamen S' mal rup." Und Johann, der ebenfalls seine Zeit benutzt hatte, kam langsam und schwerfällig die Treppe herauf, begleitet von einigen getreuen Knechten des Hotels, denn er wußte aus langjähriger Erfahrung, um was es sich handelte. „So, Jehann", sagte Mudder Haas, „nu nähmen Sei mal Ehre Herrin wedder runner un führen Sei sei nah Hus! Aewer kieken S' mal, wat is dat Swien wedder besapen." Sehr höflich war dieser Ausdruck ja nicht, aber er ist echt mecklenburgisch und durchaus nicht bösartig gemeint. So luden denn Johann und die Knechte die Frau Rittergutsbesitzerin auf ihre Schulter, brachten sie in die Staatskarosse, und

fort gings in den Morgen hinein. Vierundzwanzig Stunden brauchte die Dame, um ihren Rausch auszuschlafen, und dann verwünschte sie sich und ihr Geschick und schwor bei allen Heiligen, daß sie nie wieder nach Kröpelin und nie wieder nach Haase's Hotel zu ihrer Freundin zurückkehren würde. Na, der Weg zur Hölle ist bekanntlich immer mit guten Vorsätzen gepflastert.

Der heilige Geist

Ein braver Landpastor hatte vergebens versucht, seinen Bauern die Ausgießung des Heiligen Geistes und das Erscheinen des Heiligen Geistes in Form einer Taube klar zu machen. Dei annern verstünnen von dei Sak gor nicks. Schließlich läßt er sich seinen pfiffigen Küster kommen und sagt zu ihm: „Möller, ick will Sei mal wat seggen. Wenn ick an nächsten Sünndag von dei Kanzel rünner över den Heiligen Geist prädigen ward, denn setten Sei sick baben hen in dat Dack von dei Kark mit en lebendig Duw. Un wenn ick denn en Teiken gew, denn maken Sei dei Luk nah dei Kark tau apen un laten dei Duw fleigen." „Schön, Herr Pastur, dat will ick maken." „Un denn fallen Sei mal seihn, wo klauk unsʼ Buern wardʼn." Na, der nächste Sonntag erscheint. Punkt neun Uhr vormittags besteigt der Herr Pastor in voller Würde seine Kanzel und freut sich im voraus auf den großen Eindruck seiner Predigt. Und als er dann zu der bewußten Stelle kommt, gibt er seinem

Küſter ein Zeichen. Aber — es erſcheint nichts. Die Taube läßt ſich nicht blicken. Er gibt ein zweites Zeichen und klopft ziemlich unwirſch auf die Kanzel. Da öffnet ſich oben die Dachluke, der Kopf des Küſters erſcheint, und durch die Kirche über die erſtaunten Bauern hinweg hallen die Worte: „Herr Paſtur, Herr Paſtur, den Heiligen Geiſt hett dei Katt upfräten.“ Und ſomit war es für diesmal mit der Erklärung des Heiligen Geiſtes nichts.

Fritz Reuter

Es war im Jahre 1899. Meine drei Kinder, Johanna, ſechs Jahre alt, Fritz, vier Jahre, Siegfried, zwei Jahre, waren am Keuchhuſten erkrankt, und der Arzt verlangte Luftveränderung. Das war nicht ganz leicht, denn überall in Hotels, Penſionen, Villen und Unterkunftsſtätten wurden wir abgewieſen. Schließlich öffnete ſich ein mildtätiges Haus mit dem prächtigen Namen „Gottesfrieden“, unmittelbar am Auguſtabad am Tollenſe-See bei Neubrandenburg gelegen. Dort weilten dann meine Gattin und meine Kinder viele Wochen, und der Keuchhuſten ließ nach. Ich fuhr jeden Sonnabend nachmittag nach Neubrandenburg, wohnte in der weitberühmten „Goldenen Kugel“, wo es immer herrliche Krebſe gab, und fuhr dann am Sonntag früh gegen neun Uhr fahrplanmäßig mit dem Dampferchen „Fritz Reuter“ über den Tollenſe-See zum Auguſtabad.

Eines Sonntags goß es in Strömen. Als ich an der Landungsſtelle angekommen war, fand ich den Dampfer und den Kapitän vor, aber ſonſt außer mir kein lebendes Weſen. Auf dem gedruckten Fahrplan war als Abfahrtsſtunde neun Uhr angegeben. „Na, Herr Kaptein, geiht nu los?“ Die Uhr ſchlug von dem benachbarten Kirchturm neun Schläge. „Hüt führen wi nich“, war die Antwort. „Nanu“, ſagte ich, „dat ſteiht hier doch anſlan. Sei möten doch den Fohrplan inhollen.“ „Ne, bi ſo 'n Weder kümmt keen Minſch un 't hett keenen Zweck för mi, dat Geld för dei Kahlen uttaugewen.“ „Na“, ſagte ich, „wat willen Sei denn hewwen, Kaptein, wenn Sei mi alleen röwerführen?“ Der Kapitän muſtert mich von Kopf bis zu den Füßen, von den Füßen bis zum Kopf, und dann ſagt er ſchließlich: „Wat dat koſten würd? Dat können Sei gor nich betalen.“ „Na“, antwortete ich lächelnd, „nu ſeggen Sei doch mal, wat möten Sei denn hewwen?“ „Je“, ſagt der Kapitän nach langem Nachdenken, „twei Mark müßt ick doch woll hewwen“, und ſchaut mich wieder von oben bis unten an. Ich zog mein Portemonnaie, nahm das Geldſtück heraus und ſagte: „So, Kaptein, hier hewwen Sei dei twei Mark. Nu führen Sei mi röwer!“ Nie in meinem Leben habe ich ein ſo erſtauntes Geſicht geſehen wie an dieſem Sonntagmorgen das Geſicht des braven mecklenburg-ſtrelitzſchen Kapitäns und Steuermanns auf dem Dampfer „Fritz Reuter“. So fuhren wir denn ſtolz bei ſtrömendem Regen über den herrlichen See nach dem Auguſtabad, wo die Meinen bereits

am Landungssteg harrten. Und siehe da, kaum waren wir am Bestimmungsort eingetroffen, da trat auch die Sonne aus den Wolken und ein herrlicher, mit zwei Mark wahrlich nicht zu teuer bezahlter Sonntag brach an.

Die Predigerwahl

An St. Petri zu Rostock war Predigerwahl. Wie üblich waren von den Kirchenvorstehern drei Kandidaten ausgewählt, die am nächsten Sonntag ihre Probepredigt abzulegen hatten. Unmittelbar darauf folgte durch die Gemeinde die Abstimmung und die Wahl. Die Arbeiter der Firma Albert Jürß & Crotogino, Sägewerk und Holzhandlung, die in der Hauptsache in der St. Petri-Gemeinde wohnten, wußten nicht, wen sie wählen sollten, und sandten daher eine Abordnung zu ihrem Seniorchef, dem Geheimen Kommerzienrat Crotogino, der zugleich Kirchenvorsteher war. Der Kandidat des Geheimrats war der damalige Predigtamtskandidat Mie. „Wi sünd hier herkamen, Herr Geheimrat, üm Sei tau fragen, wen von dei drei Kandidaten wi an 'n nächsten Sünndag wählen sallen." Darauf der Geheimrat kurz entschlossen: „Wählen S' Mie." Die Arbeiter aber verstanden bei dem Gleichklang der beiden Wörter „Wählen S' mi" und waren sehr erstaunt über diese Tatsache. „Aewer, Herr Geheimrat, dat können wi doch nich maken. Wi können Sei doch nich wählen, denn Sei hewwen doch naug mit Ehr eegen Geschäft tau daun un all dat Interesse un dei Minschenleiw, dei Sei Ehre Angestellten un Arbeiter

gegenaewer ümmer an den Dag leggen. Ne, dat könen wi nich. Un Sei verſtahn ja ok von den theologſchen Kram nich väl." Der alte Crotogino wußte zunächſt nicht, um was es ſich handelte. Dann aber begriff er und brach in ein herzliches Gelächter aus. „Ne, min leiw Lüd, mi fallen Sei nich wählen, ſondern M—i—e. Dat is ein von dei drei Kandidaten, un dat is 'n vernünftigen un ordentlichen Kierl." Und ſo kam es. Die Arbeiter zogen befriedigt ab, Herr Mie wurde gewählt und war lange Jahre ein hochangeſehener und ſehr beliebter Prediger an St. Petri zu Roſtock, bis er zur ewigen Ruhe abberufen wurde.

Heinerich und der Papſt

Eine der berühmteſten Gaſtſtätten der alten Stadt Roſtock war Klingenberg in der Friedrich-Franz-Straße mit zwei Eingängen, dem einen von der Straße, dem andern von der Wallſeite, die damals noch mit herrlichen Privatgärten geſchmückt war. Hier war das Stammquartier älterer und jüngerer Studenten, vor allen Dingen des jungen Adels und der Korpsſtudenten, vieler alter Herren und mancherlei Bürger und Landleute, die von der höchſt ſchmackhaften kalten Küche Klingenbergs und den gut gepflegten Getränken gelegentlich profitieren wollten. Der Mittelpunkt des größten Stammtiſches war der uns alten Roſtockern noch tief ins Herz geſchriebene Baumeiſter Lukow. Er hatte ſich in ſeiner Kunſt auf eigene Füße geſtellt, war viel gereiſt, hatte beſten Geſchmack und war dadurch in der Lage, gegen den ſeinerzeit

in meiner Vaterſtadt ſich breitmachenden Maurer- und Maurermeiſterſtil mit Erfolg aufzutreten. Das alte Kontor meines Vaters in der Langenſtraße wandelte er zu einem altdeutſchen Zimmer um, das meinem Vater bis zu ſeinem Tode große Freude bereitete.

Lukow war ein ſehr fröhlicher Geſelle voller, meiſt allerdings wohl ſelbſt erfundener, prächtiger Geſchichten, die er auf das ernſthafteſte erzählte und mit denen er bei den nicht eingeweihten Zuhörern oft großen und nachhaltigen Eindruck erweckte. Er hatte einen in Roſtock ſehr bekannten Neffen, dem er einmal den Zauber der franzöſiſchen Küche an Ort und Stelle in Paris kundmachen wollte. So reiſten denn beide, Onkel und Neffe, nach der Ville lumière, nach der Lichtſtadt Paris, und begaben ſich in eine der feinſten Gaſtſtätten, in welcher Onkel Lukow allerlei Delikateſſen beſtellte. Der Abend begann mit einem Auſterngericht, Oyſterſtew. Das ſind Auſtern mit einer weißen, eigenartig zuſammengeſetzten Sauce. „Na, wat glöwſt du nu, min Söhn, wat du hier ätſt?" fragte der Onkel den Neffen. Der Neffe ſtocherte mit der Gabel in dem Gericht umher, beſann ſich lange und ſprach dann die geflügelten Worte: „Je, Unkel Lukow, ick glöw, dat is Melkſupp." Dieſe ſchöne Antwort brach das Abendeſſen und den Aufenthalt in Paris ſofort ab. Nie wieder iſt der Onkel mit dem Neffen auf kulinariſche Wege gegangen. Aber nicht nur in der Witte'ſchen Familie, ſondern auch in vielen anderen läuft das Bonmot beim Koſten eines Gerichtes noch vielfach um: „Ick glöw, dat is Melkſupp."

Von dieſem prachtvollen Baumeiſter Lukow will ich verſuchen, ſeine beſte Geſchichte zu erzählen. Er kam alle vierzehn Tage an den runden Stammtiſch und ließ ſich von den Eingeweihten nötigen, eine Geſchichte zum Beſten zu geben, vor allem dann, wenn Fremde zum erſtenmal als Gäſte zugegen waren. „Na, Unkel Lukow, hüt hewwen wi nu wedder twee Meckelbörger von 'n Lann'n bi uns. De wull'n hier in Roſtock wat erlaewen. Nu vertell'n Sei doch mal dei ſchöne wohre Geſchicht von den Kutſcher von Ehren Herrn Vadder, von Heinerich und von den Papſt, wo heit hei noch? Ach ſo, Pionono (Pius IX.)." Herr Lukow ließ ſich lange nötigen, trank einen Schoppen nach dem andern, bis er endlich begann:

„As ick noch tämlich jung wir, hüt bün ick ja all 'n ollen Mann, dor dachte ick mi in minen Sinn, du möchſt doch mal na Italjen wannern un di dor mal dei ſogenannte italjenſch Kunſt ankieken. Denn wenn ick hier in Roſtock un Meckelbörg einen Updrag kreeg, mal wat Nieges in 'n Hus oder an 'n Hus to maken, ſo möt ick doch ok weiten, woans dei Franzoſen, dei Holländner un vör allen Dingen dei berühmten Italjener dat maken. Un denn liggt dei Sak noch beſonders, dor is ja in Rom, ſo heit dei Hauptſtadt von dat nige Italjen, ok dei Sitz von den'n Papſt, von den Oberhaupt von dei ganze katholiſch Minſchheit, un diſſe Papſt, dei jo ſier väl to ſeggen hett, hölt in ſin Kark — wo heit ſei noch — Peterskirche, immer diſſe groten Feſte aw, wo je dat ganze Volk up dei Knei rümmer rutſcht. Un dat möt ick mi as

gebild'tn Minſchen doch mal ankieken. So nähm ick denn eines ſchönen Dags minen Sack up den Puckel un füng an tau wannern. Dat heit, alles tau Foot hemw ick natürlich nich makt, denn dormals geew dat ok ſchon ſo wat as ne Iſenbahn, wenn ſei ok man langſam führn un fürchterlich veel Damp utpuſten deer. Aewer in dei Schweiz, wat ein grotes gebirgiges Land is, bün ick veel tau Foot gahn un in Italjen bün ick ok aewer de Appeninen kladdert, aewer ein Vergnäugen wir dat nich. Tau Drinken geew dat ja glücklicherwieſ' wat dor unnen, aewer mit dat Aten, dat väle Ol un den markwürdigen Fiſch, ick gläuw, dat wir 'n Tintenfiſch, denn ſei dor unnen hewwen, künn ick mi nich anfrünnen.

Un ſo wir ick denn eines Dags in Rom un fünn dor ok bi dütſche Landslüd ein ganz nettes Quartier. Tau ſehen geew dat dor väl, ümmer up un dal, ümmer rin in de Karken un ümmer wedder rut. Un Larm geewt dor ok rieklich, väl mihr as bi uns in Roſtock, wo wenigſtens bi Nacht dei Nachtwächters uppaſſen, dat nich tauväl Larm makt ward un nich tauväl Gaslaternen utdreiht war'n. Öwer dor unnen in Rom is ümmer Larm, un dei Lüd fuchteln, wenn ſei wat tau ſeggen hewwen, ümmer mit Arm un Bein ümher, grad ſo as wenn ſei ſick gegenſidig dat Slagen kriegen wull'n. Oewer dat wier allens in reine Fründſchaft.

So kem denn ok Oſtern ran, dat grote Feſt der Chriſtenheit, un dormit ok dei Ankünnigung, dat Sine Heiligkeit, dei Papſt, an 'n irſten Oſterdag einen groten Ümtog in dei St. Peterskirch awhollen wür. Dat wir nu wat vör mi, un

ick wier denn ok rechttiedig tau Stell un fünn 'n goden Platz an einen von dei groten Pilers in dei Peterskirch. Sei glöwen gor nich, wat för Minschen in dei Kark wirn, Kopp an Kopp un Bein an Bein, denn dei mierſten legen up dei Knei un murmelten un bäden mit ehren Roſenkranz ümmer einen Spruch nah den annern. Tau verſtahn wir dat allerdings nich, un ick kann nich ſeggen, ob dat Latienſch, Italjenſch oder ſüß wat vör een vertrackte Sprak wir. Plötzlich ertönten von baben runner dei Fanfaren, un öwer dei ganze Minſchheit kem nu ein grot Still', dei groten Dören von dei Sakriſtei flögen up un von fiern ſäh man den Papſt up ein grote hohe Sänfte un unner einen groten Baldachin, dei von dei ierſten Würdendräger dragen würd. Up den Kopp drög hei 'n ganz markwürdiges Ding, wat ſei Tiara näumen däden. Beſchriewen kann ick dat Ding aewer nich. Üm diſſen ganzen Ümtog verſammelte ſick dei Schweizer Garde in ehr mittelalterlich Koſtüm' mit grote Hellebarden in dei Hänn'n. Un nu güng dei Geſchichte los. Alles Volk üm mi rümmer güng up dei Knei mit dei Stirn up dei Jrd, blot ick, ick ſtünd ſtur an minen Piler, denn ick bün jo Proteſtant un nich Katholik. Jck lat nu den Tog von den Papſt to mi ranner kamen, — un as ick nu tau 'n irſten Mal dat Geſicht von den Papſt tau ſehen kreeg un, hei würd ja in dei Höcht dragen, in ſin Oogen kieken künn — dor, wat glöwen Sei, aewer wohrſchienlich glöwen Sei 't mi gor nich, dor güng mi dat dörch min ganz Gebein. — Js dat dei Papſt, is dat Pionono oder — ick kann 't gor nich glöwen,

is dat nich ganz jemand anners, den ick gründlichſt kenn? Aewer wer, wer kann dat ſien? Dor führ mi dat wie 'n Blitz dörch den Liew, — dat is ja Heinerich, Heinerich, dei oll Kutſcher von min Vadder!! Is dat möglich, wians kem dei hier nah Rom, un wie künn hei Papſt ſin? Heinerich, unſ' oll Heinerich! As ick ümmer noch wie verſteinert dorſtünn, dor keem de Tog ümmer neeger un neeger un wir plötzlich ganz dichting vör mi. Un dei Papſt keek mi an, un ick keek em an, un ick wüßt nich, wie dat kem, aewer plötzlich reep ick ganz lud — aewer de Italjenſchen verſtünn'n dat jo nich — „Heinerich", ſegg ick, „büſt du dat?" Un de Papſt fohrt tauſamen un keek mi ſcharp in dat Geſicht un ſeggt ſo dütlich, dat ick jedes Wurt verſtahn künn: „Harre Lukow, ſien Sei blot ſtill, öwer kamen Sei hüt abend Klock acht an dei Siedendör von minen Palaſt, von den Vatikan. Kloppen Sei an, min Sekretär ward Sei dor erwarten un Sei tau mi führen." Un dunn güng dei Tog wieder. Keener had dor wat von markt, ſei glöwten all, dat hei mi 'n beſonderen Sägen geew. Ick aewer leep rut ut de Kark, leep tau mine dütſche Fründ, ſmeet mi up dat Bett un bleew ſo 'n poor Stunn'n liggen as wie in 'n Droom, denn mi keem 't würklich ſo vör, as wenn ick diſſe ganze Geſchicht drömt hadd, denn Wohrheit künn dat doch nich ſien, Heinerich, min leiwer oll Kutſcher Heinerich! Aewer as ick nu abends beten wat äten un drunken har, alltoväl is dat bi mine Upregung nich word'n, dor treckt ick mi min beſtes Tüg an un güng nah den Vatikan, un Klock acht kloppte

ick an dei Dör, un haſte nich, ſiehſte nich, dei Dör güng up un dei Sekretär ſtünn dor. Hei ſtellte ſick gliek vör un nennte ſick Antonelli, geew mi dei Hand un ſäd: „Ich habe den Befehl, Sie zu Seiner Heiligkeit, dem Papſt Pionono hinzubringen.“ Wi güngen dörch alle möglichen markwürdigen Säle un Gäng' un Korridore un Dienerzimmer un aewerall ſtünnen diſſe Schwizer mit ehre markwürdigen Hellebarden. Aewer mi keeken ſei wieder nich an, denn Herr Antonelli hadd mi jo an dei Hand fat. Schließlich keemen wi an dei Dör mit einen groten goldenen un roden Vörhang. Dei makte hei lieſing up, geew mi 'n Stot von hinnen, un ſo wir ick denn plötzlich binnen bi minen leiwen Heinerich. Nee, um Gottswillen, ick wir jo bi den Papſt! Hei ſtünn dor, aewer nich in den grotorrigen Upputz as hüt morgen in ſin Peterskirch, ok nich mit dei grote Kron' up den Kopp, dei ſei Tiara nennen, ſonnern in ein ganz einfach geiſtlich Gewand. Hei ſprüng up mi tau, grep mi an dei beiden Hänn'n un ſäd: „Harre Lukow, Harre Lukow.“ Hei ſäd ümmer „Harre Lukow“ un „Sei“ un ick ſäd tau em ümmer „Heinerich“ un „du“. „Wo freu ick mi, dat ick Sei endlich mal wedder ſeih'n kann, üm Sei von mi tau vertellen un von Ehren Vadder!“ „Dat is jo tau nett“, ſegg ick, „aewer bevör wi anfang'n, 'n beeten tau vertell'n, heww ick irſt noch 'ne Frag'.“ „Un dei is?“ ſeggt dei Papſt. „Hewwt ji hier ok Bier, hewwt ji ok Erlanger Bier?“ „Natürlich heww'n wi dat“, un hei klingelt. Dor keem ok gliek einen von ſin'n gulliotinierten Deiner un dei bröchte eine ganze Antahl von

Buddels rin — ick künn ſei gor nich ſo ſchnell tellen. „Dat is hier jo grad ſo as bi Gottlieb Mau in dei Langenſtraat tau Roſtock", ſäd ick, un hei makte intwiſchen ſülwſt dei Buddel up, göt mi in, un ick drünk einen langen Tog. Dunn, nahdem hei dei Dör faſt taumakt had, güng 't an 't Vertellen. „Nu ſegg mi blot, Heinerich, woans büſt du ut Meckelnbörg rutkamen un dei Papſt von dei ganze katholſche Kirch word'n?" Ick wüßt blot nich, ob ick em Heinerich oder Pius nennen ſüll. „Dat is 'ne lange Geſchicht'", ſäd hei. „Sei weiten ja, Harre Lukow, dat ick väle, väle Johre bi Sei Ehren Herrn Vadder Kutſcher wäſt bün un minen Deinſt ümmer tru un flietig maakt heww. Aewer endlich wir mi dei Sak doch aewer, denn ick wull nich min ganzes Läwen Kutſcher bliewen. In mi wir ümmer dat Sträwen nah wat Högeren, denn wi Meckelbörger ſünd doch allens in allem gebüld'te Lüd un will'n, dat man ok buten in 't Utland Reſpekt vör uns hett. So ſmeet ick denn in alle Fründſchaft den Deinſt bi Ehren Herrn Vadder runner, ein poor Daler had ick mi upſport, un ſo füng ick an tau wannern. Ick wannerte dörch Nurddütſchland, dörch Süddütſchland, öwerall fünd ick Arbeit bi dei verſchiedenſten Minſchen, dei mi meiſtens god behandelten. Dunn keem ick nah de Schweiz, wo ick allerdings dei markwürdige Schwizer Sprak nich recht verſtünn un wo dei Lüd ok tämlich grow tau mi wieren. Un dunn güng 't wieder nah Italjen. Na, dor wir dat je nu nödig, dat man, wenn man in diſſen Lan'n längere Tied bliewen wull, ok 'n bäten von dei italjenſche Sprak lierte.

Aewer ick heww ümmer fun'n, dat Plattdütſch un Italjenſch tämliche Ähnlichkeit mit'anner hewwen, wenn man blot den richtigen Verſtand dortau hett. Na, un den had ick jo. Un ſo lierte ick denn dat Italjenſch un fünn ok ſiehr gaude Stellen un verdeinte väl. Aw un tau wullen ſei mi verfriegen, aewer dat heww ick awlehnt, denn mit dei Frugenslüd heww ick Tied mines Läwens nicks in 'n Sinn had. Ower eins müßt' ick maken, ick müßt' katholſch warden, denn mit dei Evangelſchen had 'ns dor unnen nicks vör. För mi wir dat ok nich ſlimm, un dei Hauptſak is jo, dat man tau ſinen Herrgott ſteiht un ſin Gebote utführt, ob man dat up proteſtantiſch oder katholſch makt, is ja ſchließlich gliek. Un ſo keem ick denn nah Rom, und dei Lüd freuten ſick aewer mi, aewer diſſen Kierl, dei ut dat Utland kamen wir, dei katholſch word'n wir un dei doch räden künn. So makten ſei mi denn tau 'n Geiſtlichen, un dat Prädigen heww ick jo ümmer god verſtahn, un den annern Sermon, den ſei von mi verlangten, den heww ick ok makt. Ut ein'n gewöhnlichen Geiſtlichen würd ick denn Prälat un ut den Prälaten würd ick ſchließlich Kardinal un von 'n Kardinal tau 'n Papſt is dat jo ok nich wit. Eines 'goden Dags, as dei oll Papſt dei Dogen taumakt had, dor kem dat Kardinalordinariat tauſammen un wat ſeggen Sei, Harre Lukow, ſei wählten mi, ick ſäggt noch mal, mi tau 'n Papſt, un ſo bün ick denn hüt dei Höchſte von dei katholſche Chriſtenheit, un ick heit aewerall blot Pionono. Aewer wenn wi beid tauſamen ſünd, denn heit ick — aewer blot för Sei — Heinerich, un wenn dei Dör wedder tau-

ſlaten is twiſchen uns beid', denn bün ick wedder bei Papſt. So liggt dei Sak, un tau ännern is nicks doran. Ick bün ja nu ein Gefangener, dei ut ſinen Vatikan un ſine Peterskirch nich rut kann, denn dat is nu mal ſo mit dei Päpſte. Un nah min leiw Meckelbörg", un hei drünk 'n groten Tog Erlanger Bier, „kam ick nie wedder trügg, aewer wenn Sei wedder tau Hus ſünd, denn grüßen Sei doch von 'n Kutſcher Heinerich all de ollen Bekannten up 'n Lann' un in dei Stadt, un ſeggen Sei, dat in Italjen ein truges meckelbörgiſch Hart ſleit, aewer ſeggen Sei nich, dat dit Hart in dei Boſt von den Papſt ſleit, ſondern Sei kennen blot unſern leiwen Heinerich. Aewer nu möten wi Sluß maken, denn Antonelli is 'n ſtrengen Herr, un hei let dat nich tau, dat dei Privataudjenzen tau lang'n duern." Un dunn — Sei mögen 't glöwen oder nich, föl hei mi üm den Hals, gew mi 'nen echten meckelbörgſchen Kuß un ſchöw mi ut dei Dör wedder rut. Dor ſtünn nu Antonelli un bröcht mi wedder dörch all dei Korridoren un Gäng'n un Schwizer Garden un wat dor ſüß noch wir, an den Utgang. Dunn makt ick mi ielig up dei Söcken nah Hus. Aewer wat had ick in diſſe Stund erläwt, wat för Indrücke, wat för Gedanken, aewer ok wat för 'n Stolz up einen Meckelbörger, dei bei höchſte Spitz von den geiſtlichen Ruhm erklummen had, aewer ümmer dei einfache Heinerich, Kutſcher Heinerich blewen wir.

Un dat is min Geſchicht, ein wohrhaftige Geſchicht, un nu is ſei tau En'n."

Stumm verharrten die Zuhörer, ſtumm die beiden Gäſte, die atemlos den Worten des Baumeiſters gelauſcht hatten. Schließlich ſtößt einer den andern an: „Du, heſt hürt, wat hei ſeggt hett? Ick glöw, dei Geſchicht is nich wohr. Aewer ick will mit dat mal erkunnigen.“ Und er erkundigte ſich. Nach vierzehn Tagen fand wieder eine fröhliche Tafelrunde bei Klingenberg in der Friedrich-Franz-Straße zu Roſtock ſtatt, an der Herr Lukow nicht teilnahm, wohl aber die beiden biederen Landleute. Und der eine, der ſich erkundigen wollte, ſagte: „Mine Harren, Sei weiten doch noch dei ſchöne Geſchicht, dei Herr Bumeiſter Lukow uns nülich vertellt hett von Heinerich un den Papſt Pionono, oder wo hei ſüß heit. Ick heww mi erkunnigt. Dei Geſchicht is nich wohr, dei Vadder von Herrn Lukow is nämlich Tähnpurrer wäſt un hett nie Pierd un Wagen had!“

Und damit iſt dieſe ſchöne Geſchichte nu würklich tau En'n. Ob ich ſie richtig vorgetragen habe nach ſo vielen, vielen Jahren, will ich nicht entſcheiden.

Gedruckt bei Carl Hinſtorffs Hofbuchdruckerei, Roſtock.

29. Juni 1963 F.

auch seine Schüler entgelten. So waren der
unter ihm für mich sehr schwer, gewiß
durch meine eigene Schuld, die ich in kein
denn ich war immer noch ein spielerisches u
sames Kind, aber ein etwas liebevollerer u
hätte aus mir und den meisten meiner M
mehr herausgeholt. Man kannte noch nich
kleine Bänke für je zwei oder drei Schüler,
lange Bänke für je acht bis neun Persone
aneinander gereiht waren, so daß, wer in de
anderen Mitschüler hinwegklettern mußte. D
der Gewalt des Lehrers am meisten entzo
die in der Mitte oder die auf der letzten,
Wand gerückten Bank. Ich selbst, das ges
Lebenserinnerungen offen ein, habe auf d
folgenden Bänken nie gesessen, sondern in
Tertiajahren so gut wie ausschließlich imm
Wir Schüler, die wir auf das engste
waren das, was man eine böse Bande
Es gab keine Untat, die wir nicht einzel
ausführten, kein Ärgernis, das wir nich
bereiteten. Wir waren im wahrsten Sinne
sam und übten diese Tätigkeit in oft die
schreitender Weise aus. Es wird mir schw
aber es gehört schließlich zu meinem Lebe
sten setzten wir unserem griechischen Lehre
an sich ganz prachtvollen, durchaus liberal

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Eurosk

der von der Natur mit kurzsichtigen Augen bedacht war und daher das wenigste von dem sehen konnte, was wir an dummen Streichen ausübten. Auf dem Pfingstmarkt kauften wir uns für billiges Geld kleine Spieldosen, die wir in unseren Taschen verbargen und während des Unterrichts in lieblicher Weise erklingen ließen. Da diese Spieluhren von Hand zu Hand, von Tasche zu Tasche wanderten, so konnte der unglückliche Lehrer niem[illegible]ntdecken, wer der eigentliche Urheber war. Noch [illegible]rde es, als an die Stelle der an sich ha[illegible] in einen Unterricht gehörenden [illegible] schlimme, ein greuliches [illegible] sehr bald von der [illegible]te uns ein poli- Verbot, wenn [illegible]nn der ge- [illegible]lade des [illegible]rpfeile, [illegible]atheder und [illegible]n aus. Die vor- [illegible]n, da Herr Götze die [illegible]echen über die Bank zu lehne[illegible]uch von allen Seiten: „Herr Götze, [illegible]haben sich schmutzig gemacht", und die ganze [illegible]ckte mit Schwämmen, Papier, Taschentüchern und [illegible]nstigen Gegenständen heran, um ihn wieder in einen glanzvollen Zustand herzurichten. Damals trugen die meisten Lehrer noch Zylinder. Es machte uns eine diabo-